

1. Expl. Fach

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Stadt-
und
Bibliothek
Stuttgart

3

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / SEPTEMBER 1968



SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1968

19. Jahrgang

Drittes Heft — Juli / September

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETEK HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. — Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. — Einzelheft DM 4.–. — Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

*Titelbild: Alte Stadtansicht von Biberach (Ausschnitt)
Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart*

INHALT

Heimat – vierzig Jahre später	
Von Karl Götz	177
Eine unbekannte Ansicht der Reichsstadt	
Biberach aus dem Jahre 1540	
Von Alois Seiler	180
Die Kirche von Untermünkheim	
und ihre Meister	
Von Marianne Schumm	187
Das Orchideenjahr der Schwäbischen Alb	
Von Ottmar Engelhardt	193
Die Obere Mühle im Reichenbachtal	
Von Wilhelm Böhringer	200
Der schwäbische Inder	
Von Siegfried Greiner	204
Was uns beschäftigt – was uns angeht	
Von Walter Kittel	206
Die Namen des Schwarzwaldes	
Von Wolfgang Irtenkauf	209
Einblick in die vor 140 Jahren erstmals	
erschienene Reutlinger Zeitung	
Von Hermann Mall	213
Die St. Nazariuskirche in Hirsau	
Von Karl Greiner	215
Ein bisher unbekannter Brief von	
Max Eyth aus England	
Mitgeteilt von Werner Majer	217
Mozart und das welsche Tanzliedchen	
aus Schwaben	
Von Ernst Hirsch	217
Buchbesprechungen	218
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	223
Pfingstmorgen am Krumbach in	
Ochsenhausen	
Gedicht von Gertrud Höfer	226

Heimat — vierzig Jahre später

Von Karl Götz

Einer unserer Landsleute hat vierzig Jahre mitten im alten New York gewohnt, in der 95. Straße. Er ist in den zwanziger Jahren mit dem größten Auswandererstrom dieses Jahrhunderts, dem letzten dieser großen Menschenströme aus unserem Land in die neue Welt gekommen. Damals war auch ich zum erstenmal hinübergefahren, von niemand eingeladen und aufgenommen, ohne Stipendium, so daß ich das vorgesessene Fahrgeld, wie die meisten, noch ein ganzes Jahr lang von dem seinerzeit noch geringen Lohn aus mancherlei herber Tagelohnarbeit habe abziehen müssen. August Hettler aus dem kleinen Weiler Neustädtlein bei Crailsheim, hart an der bayerischen Grenze, ist in New York hängengeblieben wie viele. Er hat — Vogel friß oder stirb — gearbeitet, was gekommen ist. Zuletzt hat er es im Tapezieren, Weißnen und in allen Malerarbeiten zu großer Geschicklichkeit gebracht. Er hat aber auch gemauert und geschreinert, hat Lichtleitungen und Wasserleitungen gelegt, defekte Heizungen wieder in Ordnung gebracht und Dächer geteert. Und da der vielen Holzhäuser wegen nirgendwo mehr gepinselt, gestrichen und gemalt wird als in Amerika, hat es ihm nie an Arbeit gefehlt, auch nicht in den kritischen Zeiten, von denen jeder der seinerzeitigen Auswanderer ein Lied zu singen weiß. Er hat gespart und er hat ein sparsames Mädchen aus Österreich geheiratet. Sie haben, wie so viele Auswandererhepaare, als Butlersleute gearbeitet, die Frau war Köchin und Mädchen für alles, und der Mann war Gärtner, Hausmeister, Portier, Chauffeur, und, wenn es sein mußte, Diener in einer Person. Sie haben sich dann jenes Haus auf der New Yorker Ostseite gekauft, dort, wo die vielen gleichen, eintönigen Ziegelhäuser mit fünf, sechs Stockwerken stehen, Häuser, an deren Vorderfront noch die eisernen Feuerleitern heruntergehen. Dieser Mann hat sich über dieses Haus hergemacht und hat es auf den Glanz gerichtet vom

Keller bis zum flachen Dach. Er hat ordentliche Leute aus sechserlei Ländern ins Haus bekommen und er hat für Ordnung und Zufriedenheit unter dem Dutzend Mietsparteien gesorgt. Als die alten Mietshäuser nichts mehr einbrachten, da die Mieten gestoppt, alle andern Dinge aber viel teurer geworden waren, mußte er eben wieder jeden Tag hinaus, um irgendwo zu tapezieren, Vorhänge an die Fenster zu richten oder Badezimmer zu kacheln. Er hat lange nicht alle Aufträge annehmen können, mit denen die Leute bis von New Jersey und Pennsylvania her zu ihm gekommen sind. Er hat keine Reklame nötig gehabt. Eins hat es dem andern erzählt, daß da ein solider und zuverlässiger Mann sei, der seine Arbeit recht mache und den man bei Tag und bei Nacht in der Wohnung allein lassen könnte, da er lieber etwas hereinbrächte als auch nur das Geringste mit hinauszunehmen. Er hat sich schon früh auf dem Land, starke zwei Autostunden nördlich von New York in der Nähe des kleinen Ortes Fishkill unweit des Hudsonflusses in einer waldreichen, hügeligen Gegend ein Stück Land gekauft, durch das unter Erlen- und Weidengebüsche ein schmaler Bach herunterklickt, er hat sich selber ein festes, warmes Holzhaus auf dem schönsten Fleck dieses Platzes gebaut und einen schönen Garten angelegt. Und dorthin fuhr er, solange es das Wetter halbwegs zuließ, über jeden Sonntag, und nun wohnt er ganz „auf dem Land“, wie er sagt.

Ich habe wenige getroffen, die sich in New York besser auskennen als er, und keinen, der in mehr Häuser und Stuben und Küchen in dieser Stadt hineingeschaut hat und in mehr Familien. Er hat einer Landsmännin, die ihr Mann, dem sie nach Amerika nachgereist war, mit drei Kindern hat sitzen lassen, in einer armseligen und schmutzigen Gegend zwei Räume halb unter der Erde hergerichtet, so daß sie dort hat halbwegs hausen können. Er hat aber auch

ein Penthaus für einen reich gewordenen Mann auf den Glanz gebracht, ein Einfamilienhaus könnte man sagen, auf dem Dach eines Wolkenkratzers, vor dessen Tür dieser reiche Mann in schmalen Beeten – den gleichen, wie denen in dem kleinen Gärtle seiner Mutter daheim – Bierrettiche und Gurken, Reseden und Gelbveiglein gezogen hat, sicher die teuersten Rettiche und Gelbveiglein in ganz New York. Neben einer kleinen, von Geißblatt umrankten Laube standen dort auch zwei Fliederbüsche. Dort ist dieser Mann oft bis tief in die Nacht hinein gesessen, vierzig Stockwerke über dem Lärm und Lichtgeflunker dieser Stadt, von wo aus er manchmal noch die Sterne am Himmel gesehen hat, und hat an den geschäftlichen Sachen für den nächsten Tag herumgedacht, wenn seine Gedanken nicht gerade an den Barockengeln in der Dorfkirche im schwäbischen Oberland oder an der engen Schreinerwerkstatt, in der er sein Handwerk sehr gründlich und wirklich noch von Hand gelernt hat, hängen geblieben sind.

August Hettler hat die Vagabunden, die man in Amerika Hobos nennt, auf den Heizungsschächten des South Ferry Terminal schlafen sehen, mit alten Zeitungen zugedeckt, und er hat in Privatwohnungen und in Hotels Prachträume, Festtafeln und festtäglich gekleidete Menschen gesehen, bei deren Anblick er sich gefragt hat, was einen da mehr blende, die Lichter, die aus den Kristallkörpern und Kronleuchtern sprühten, Silber und Porzellan, die Berge von Speisen und Früchten oder der vielfältige Glanz von Seide und Geschmeide. Er kennt Glanz und Elend zwischen Park-Avenue und Harlem zur Genüge, wenn er auch nie in einem der unzähligen glitzernen Nachtlokale in der 52. Straße auf der Westseite war, oder in einer der Spelunken in den Elendsvierteln der Bowery, die gleich bei der Brooklyn Bridge beginnt. Ich weiß nicht, ob er, wenn er es nicht mir zuliebe getan hätte, einmal über hundert Stockwerke im Empire State Building hinaufgefahren und ob er einmal in das vielbeschriebene, fade Künstlerviertel Greenwich Village gekommen wäre.

Von den vielen nächtlichen Berühmtheiten weiß er nur vom Hörensagen. Er meint, den allermeisten New Yorkern gehe es wie ihm. Die seien froh, wenn sie nach einem harten Tagewerk am Abend ihre Ruhe hätten.

Er kennt natürlich die italienische, die irische, die chinesische und die jüdische Stadt innerhalb dieses Stadtungetüms, natürlich auch Harlem, die Stadt der Schwarzen. Er hat überall Bekannte. Es sind fast durchweg rechte und vernünftige Leute, Leute wie er und tausend andere vernünftige und an-

ständige und normale Menschen, die er kennt. Wenn er in den Zeitungen, meist in den ausländischen, liest, wie gescheit und gelehrt sie da immer von diesem New York herschreiben, in dem er fast ein Menschenleben lang gewohnt und in dem es ihm eigentlich recht gut gefallen hat, wenn er sieht, was da alles ganz anders sein soll als sonstwo auf der Welt, was es da alles geben soll an Besonderem und Bösem und Verrücktem und Großartigem, ach Gott, er wußte schon gar nicht mehr von was allem, dann kann er nur den Kopf schütteln, so wie er ihn am Anfang geschüttelt hat, wenn er das Lied hat singen hören, das die Kinder in allen Schulen lernten „America the Beautiful“, zu deutsch ungefähr: Amerika, die Schöne! In diesem Lied heißt es nämlich an einer Stelle: „Deine Alabasterstädte schimmern ungetrübt von Menschentränen.“ Leut, Leut, würde er im einen wie im anderen Fall sagen, machet's halb so arg, lasset bloß die Kirche im Dorf. Ich weiß noch genau, wie er einmal fast spöttisch gelächelt hat, als ich sagte, wie mich die Silhouette von Manhatten immer wieder packe, wenn ich sie vom Meer her aufleuchten sähe, und daß Battery Place einer meiner Lieblingsplätze auf dieser großen und schönen Welt sei. Nun ja, die Bücherschreiber machten gerne aus einer Mücke einen Elefanten, mochten sie in Gottes Namen aus seinem guten alten New York, wie er es schon bis zum Überdruß gelesen hätte, ein Babylon machen.

Dieser Mann hat eigentlich vier Jahrzehnte lang daran herumgedacht, auch wie die meisten Einwanderten, noch einmal heimzufahren. Manche waren nun schon ein paarmal drüber gewesen. Es lebte noch eine Schwester daheim in dem kleinen Schuhmacherhäusle, an dem man, ohne sich zu strecken, an die Dachrinne langen konnte. Er hätte sehen mögen, ob die Büsche am Waldrand immer noch so voller Haselnüsse sind, ob die Männer an dem gemütlichen Ofen in der „Krone“ am Samstagabend ihre Karten immer noch so auf die schwere Tischplatte klopfen, ob sie dort immer noch ihre munteren und kräftigen Sprüche machen? Ob die Kronenwirtin immer noch die schönsten Geranien weit und breit auf ihren Fenstersimsen stehen hatte und mancherlei mehr. Aber nach allem, was sie erzählt hatten, wenn sie zurückgekommen waren, hatte er es nun aufgegeben. Die „Krone“ sei abgebrochen und an ihrer Stelle stehe neben einer Tankstelle ein modernes Ding, wie er es hier an jeder Ecke habe, mit großen Fenstern ohne Blumen oder Vorhängen dahinter, so daß man glaube, auf der Straße zu sitzen, mit Neonröhren an der Decke, deren kaltes,

grelles Licht sich auf den kalten Kunststoffplatten der kleinen, leichten Tischchen spiegele, an denen keine vier Mann Platz hätten, mit einer Bar und rotgepolsterten hohen Hockern. Und dort hockten sie und tränken Whisky, Gin und Cocktails wie hier, meist junge Leute. Aus einer music-box an der Wand flimmere, schreie, schmettere und quieke die gleiche Musik wie aus jeder music-box in den Staaten, und das Ding heiße auch, genau wie hier, music-box, und die Kerle und die Mädchen wiegten sich dazu auf den Barhockern in den Hüften, den ganzen Sing-song mitsingend, wenn sie auch wohl nur selten wüßten, was sie da sangen. Und wenn er herauskomme – natürlich hänge auch die große vergoldete Krone nicht mehr über der Haustür – könne es ihm passieren, daß er da ein paar Buben beieinander stehen sehe, in abgewetzten engen blue jeans, jeder eine Coca-Cola-Flasche in der Hand, vielleicht auch ein paar halbwüchsige Mädchen dabei, zu denen sie, wie hier, auch Teenager sagten, wenngleich die wenigsten wüßten, daß dreizehn auf englisch thirteen und vierzehn fourteen heiße. Und es könne dann sein, daß er sie im Vorbeigehen okay und hallo und so long sagen höre wie an seiner Ecke zur 95. Straße.

Und die Dörfer? Bei vielen sei kein großer Unterschied mehr zu den Städten. Manche seien einfach Vororte geworden. Auch seinen Weiler werde er nicht mehr kennen. Es sei auch dort viel gebaut worden, von den Leuten im Ort, aber noch mehr von solchen aus der Stadt. Und was für Häuser! Entfernung gebe es ja nicht mehr, seit jeder ein Auto habe. Es müsse drüben viel reiche Leute geben. Wenn man da an die Bitt- und Jammerbriefe denke, die nach dem letzten Krieg herübergekommen seien! Seither schien die meisten das Schreiben verlernt zu haben.

In seinem Ort, erzählte ein anderer, habe sogar eine Base, die von ihrem vierzehnten Jahr an in die Fabrik gegangen und ledig geblieben sei, ein Doppelhaus gebaut, wie er keines habe. Sie habe, das müsse man dazusagen, wie viele einen Acker als Bauplatz teuer verkaufen können, den sich ihre Mutter, die Schwester seines Vaters, ihrer Lentag habe am Maul absparen müssen und dessetwegen dieses Weible vor der Zeit krumm und alt geworden sei. Viele zehrten solcherweise von der Dürftigkeit der Alten. Es sei drüben allmählich wie bei den Auswanderern, von denen es in einem alten Spruch heiße, daß der erste den Tod, der zweite die Not und der dritte erst das Brot gehabt habe. Er habe nach dem letzten Krieg auch an- und umbauen wollen, aber

auf die Briefe von drüben hin und auf das hin, was man damals in der Zeitung von denen daheim gelesen habe, habe er es bleiben lassen und dafür Pakete gemacht für die ganze Verwandschaft und für viele wildfremde Menschen. Als sie auf der letzten Reise hinüber, die wohl seine letzte gewesen sei, bei jener Base gesehen hätten, wie sie drüben lebten und welchen Aufwand an Kleidung sie trieben, hätten sie sich, er und seine Frau, fast geschämt für das, was sie da seinerzeit alles eingepackt und heimgeschickt hatten.

Was die Bauern anbelange, die in den Dörfern noch übrig geblieben seien, so ziehe da einer nach dem andern hinaus auf sein Land; man sei sehr beim Zusammenlegen der in alle vier Himmelsrichtungen gestreuten Zwickel und Handtuchstückchen, anders rentiere sich nämlich sonst das Bauerngeschäft nicht mehr, und es wäre dann gescheiter, in die Fabrik zu gehen, irgendeinen Zipfel als Bauplatz zu verkaufen und das andere Land liegen zu lassen, werde draus was wolle. Man könnte oft, wenn man die Aussiedlerhöfe draußen auf der Markung liegen sehe, meinen, es seien Farmen und man sei in Amerika. So sei das heute.

Ein anderer, der auch nach vierzig Jahren zum erstenmal wieder hinübergefahren war, hatte gesagt, es sei drüben alles miteinander nichts mehr, nicht einmal die Wiesen und das Gras seien mehr so, wie sie zu seiner Bubenzeit gewesen seien. Sogar diese seien amerikanisch geworden, eintönig grün, wie um die Milchfarmen her. Das Schönste, was er sich habe seiner Lentag denken können und woran er in New York wohl tausendmal gedacht habe, sei eine feuchte Wiese am Waldrand gewesen, die im Frühjahr blau gewesen sei, als wäre der Himmel heruntergefallen, weil dort die Bauernbüble dichter gestanden seien als die Grashalme. Wobei zu bemerken ist, daß er mit den Bauernbüble die Muskathyazinthe mit ihren himmelblauen kleinen Glöckchen gemeint hat. Sie heißen in seiner Heimat heute noch so, weil dort früher die Bauern bis hinunter zu den kleinsten Büblein langärmelige blaue Überhemden getragen haben. Alles sei weg, umgebrochen, es wachse nur noch Futtergras. Wenn er Himmelschlüssel und Margareten und Storhschnäbel sehen wolle, müsse er sie in Amerika suchen. Drobten auf August Hettlers Land, Auch von den Städten hörte man von denen, die wieder zurückkamen, nicht das beste erzählen. Überall stünden die gleichen Bienenwabenhäuser aus Zement und ohne Dächer, wie er sie hier im Land allerorten sehen könne. Dort, wie in Amerika, schlossen draußen oder in der Stadt, die Riesenläden aus

dem Boden, sie sähen kein Haar anders aus als die hiesigen und hießen genau so: supermarkets. Was sie hierzulande striptease hießen – wenn Frauenzimmer nämlich die Augen verdrehten und ihre Glieder verrenkten, so als ob sie tanzten und dabei nach und nach Stück für Stück ihres Zeugs auszögeln vom Pelzmantel an abwärts, wobei die Kerle mit großen Augen zusähen und meinten, wunder was da noch alles komme – dies hießen sie drüben genau so, nur daß es das dort sogar an jeder Ecke und sogar in Holzbaracken gebe, in die keine fünfzig Leute hineingingen.

Und noch etwas sei drüben amerikanisch geworden. Es gebe in den Städten auch schon Gegenden, in denen man bei Nacht, ja kaum am hellen Tage sicher sei. Und in den Parks wäre es bald nötig, so wie im Central Park mitten in New York, an jeder Ecke Telefone aufzustellen, über die man gleich mit der Polizei verbunden sei. Darauf meinte aber ein anderer, dies sei ein dummes Geschwätz, und was er da meine, habe weder etwas mit Deutschland noch mit Amerika zu tun. Wo viele Menschen auf einem Haufen beieinander seien, gebe es eben auch ein paar Lumpen mehr als anderswo. Sie fielen aber

neben den Anständigen, die überall auf der Welt die große Mehrheit hätten, gar nicht ins Gewicht. Auf der anderen Seite, dies müsse auch er zugeben, sei drüben vieles amerikanischer geworden als amerikanisch, aber nur in den äußerlichen und oberflächlichen Dingen. Von dem freilich, was ihnen in Amerika so gefalle, wofür sie aber nie die richtigen Worte fänden, wenn man nicht einfach sagen wolle, es sei die frische, freie Luft zum Leben, sei wenig hinübergekommen.

So? Um aber das andere alles zu sehen und zu hören, dazu brauche er nicht hinüberzufahren, sagte August Hettler. Dann sei es am Ende bei ihm daheim, droben auf dem Land bei Fishkill, bei seinen guten Nachbarn aus den verschiedensten Völkernschaften noch am schönsten, und so könne er das Fahrgeld sparen.

Diese Erzählung ist mit gütiger Erlaubnis des Verfassers dem 1967 im Hohenstaufenverlag, Bodman, erschienenen Buch von Karl Götz „Brüder über Land und Meer“ entnommen – nach Hans Martin Elster „ein wundervolles Buch, das zu den großartigsten epischen Schöpfungen gehört“ (vgl. unsere Besprechung in Heft 2/1968).

Eine unbekannte Ansicht der Reichsstadt Biberach aus dem Jahre 1540

Von Alois Seiler

Von den vielen bisher bekannten älteren Ansichten der Stadt Biberach reichen nur wenige über Merians oft kopiertes Planbild aus der Vogelschauperspektive (1643) zurück. Die einzige Gesamtansicht des 16. und frühen 17. Jahrhunderts überliefert die Chronik des Biberacher Malers und Stadtrechners Lukas Seidler um 1620 („Die Stadt Biberach Anno 1500 war also beschaffen“) als bewußte Rekonstruktion eines früheren Zustandes. Die im 16. Jahrhundert selbst entstandenen Darstellungen, auf der Karte des Bodensees zur Erinnerung an den sog. Schwabenkrieg (um 1500) und in der Handschrift vom Bauernkrieg des Abtes Jakob Murer von Weissenau (nach 1525), sind siglenhaft schematisiert und zeigen die Stadt teilweise nur am Mauerring.

Daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine weitere

Ansicht entstand, die in der künstlerischen Ausführung und topographischen Genauigkeit die angeführten Darstellungen bei weitem übertrifft, die auch über den Biberacher Raum hinaus für diese Zeit wirklich bemerkenswert scheint, blieb bisher unbekannt. Wir verdanken sie einem Prozeß, den die Reichsstadt in den Jahren 1540 bis 1542 am kaiserlichen Reichskammergericht zu Speyer gegen ihren Nachbarn Dr. Johann Schad von Mittelbiberach als Inhaber der Herrschaft Warthausen wegen „verwirkter Pön der Freiheiten“ führte.

Der Rechtsstreit

Die Familie Schad hatte zusammen mit den anderen großen Biberacher Patriziergeschlechtern die Geschicke der Reichsstadt in ihrer wirtschaftlichen Blüte-

zeit maßgeblich mitbestimmt. Sie brachte es zu großem Reichtum und Ansehen. 1365 in den Reichsadelstand erhoben, erwarb sie 1440 die Ortsherrschaft über Mittelbiberach, wonach sie sich in der Folgezeit benannte. Knapp ein Jahrhundert später konnten die Schad mit Warthausen (1529) eine der drei „Seeherrschaften“ des Federsees an sich bringen, 16 Orte im Norden Biberachs, die bis dahin seit der Mitte des 15. Jahrhunderts (1446) der reichsstädtischen Pfandherrschaft unterstanden hatten. Die Schad waren nun ein zumindest ebenbürtiger Partner ihrer Vaterstadt im Bereich der Landeshoheit. Dies deutlich zu machen, versäumten sie nicht: noch im gleichen Jahr 1529, da der kaiserliche Rat Dr. Johann Schad, der mit einer natürlichen Tochter Kaiser Maximilians vermählt war, die Herrschaft Warthausen als Lehen vom Haus Österreich erwarb, errichtete er auf dem an der Stadtgrenze gegen Warthausen hin gelegenen Kesselsberg einen Galgen, Hinrichtungsstätte für Verbrecher und weithin sichtbare Demonstration seiner Macht, über Leben und Tod zu entscheiden. Zehn Jahre lang nahm Biberach an dem fremden Galgen vor den Stadttoren keinen Anstoß. Als sich jedoch Reibereien und Querelen zwischen den beiderseitigen Herrschaften mehrten, ließen Bürgermeister und Rat der Reichsstadt im Sommer 1540 Dr. Schad vor das kaiserliche Reichskammergericht zitieren: er habe den Galgen aus Trutz und Hochmut innerhalb des gefreiten Hochgerichtsbezirks der Stadt Biberach errichtet, habe damit die von Kaisern und Königen verbrieften reichsstädtischen Freiheiten verletzt und sei zur vertragsmäßigen Strafe des Privilegienbruchs („Pön der Freiheiten“) in Höhe von 100 Mark Gold zu verurteilen.

Mit Schriftsätzen des Reichskammergerichtsprokuren Dr. Breuning als Anwalt der Stadt Biberach nahm der Prozeß am 20. August 1540 seinen Beginn. Zunächst war vom Gericht darüber zu urteilen, ob „der Krieg befestigt“, d. h. das Hauptverfahren mit Zeugenverhören, Kundschaften usw. eingeleitet werden solle. Scharf formulierte Behauptungen und Gegenbehauptungen der prozeßbevollmächtigten Anwälte zu Verfahrens- und Sachfragen lösten in den folgenden Monaten mit oft vielwöchigen Zwischenräumen einander ab.

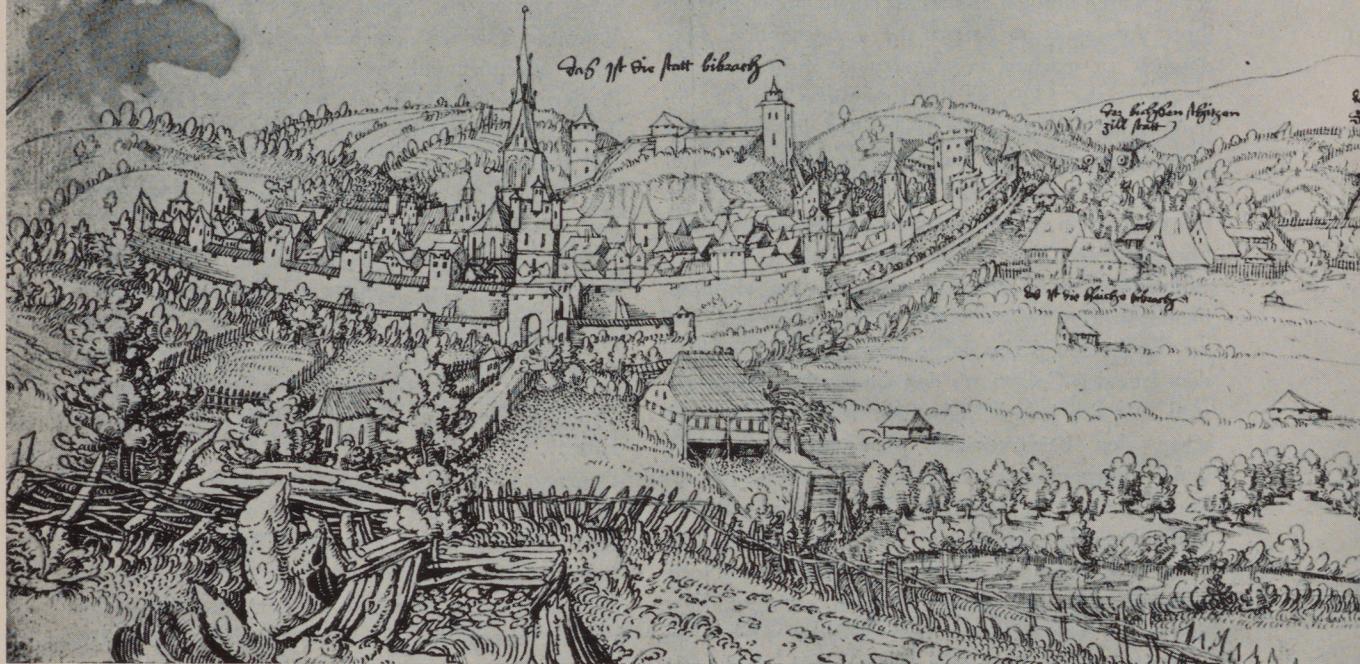
Der Biberacher Klageschrift („Petitio summaria“), untermauert durch reichsstädtische Privilegien der Kaiser Friedrich III. vom 22. Febr. 1487 und Karl V. vom 2. März 1521, begegnete Dr. Schad mit einer sog. Abforderung: er veranlaßte die oberösterreichische Regierung zu Innsbruck, diesen Rechtsstreit ihres

kaiserlichen Rats vom Reichskammergericht weg vor ihr Hofgericht zu fordern, da Dr. Schad österreichischer Lehensmann und der strittige Galgenacker österreichisches Eigentum sei. Die Verhandlungspositionen und -ziele waren damit abgesteckt.

Biberach wehrte sich energisch dagegen, den Prozeß nach Innsbruck abziehen und damit für die Stadt aussichtslos werden zu lassen: der Galgenacker sei kein Bestandteil der Herrschaft Warthausen, sondern unterstehe Biberacher Hoheit; er habe über zwanzig Jahre vorher, ehe Schad diese Herrschaft „seinem Vaterland zuwider“ abgelöst habe, der Familie Schad selbst zugehört und davor noch anderen Biberacher Bürgern, wiewohl als österreichisches Lehen. Zudem: die Herrschaft Warthausen sei „ain weitte Herschafft, darein vil Flecken und Dorffer gehörn und daran ainer schier ainen Tag zu bereutten hat“, sie habe folglich viele Orte, wohin ein Hochgericht am günstigsten gesetzt werden könne. Wenn nun der Galgen unmittelbar vor der Stadt errichtet worden sei, so sei dies eindeutig zu Hohn, Spott und Verachtung gegenüber Schads Vaterstadt geschehen, „wie Euer Gnaden auf hieneben eingelegter Contraffetteratur der Stat Bibrach sichtlich zu vernemen haben“.

Demgegenüber weist Schads Anwalt, Dr. v. Themar, darauf hin, daß der Galgenplatz seit eh und je zu Österreich und dessen Herrschaft Warthausen gehört habe, unabhängig davon, wer ihn de facto innehatte und nutzte. Der knapp 6 Jauchert messende Acker sei ein Burgstall („Kesselburg“), auf dem seit Menschengedenken kein Haus und Hof gestanden und wo ebensolang noch niemand gestraft worden sei. Nicht zum Ärgernis, sondern aus „Notdurft“ sei der Galgen an diese, die gelegenste Stelle der Herrschaft Warthausen gesetzt worden, deren Hochgerichtsbezirk im übrigen von da aus noch ein gut Stück stadtwärts „bis zum Brücklin“ reiche.

Biberach wiederholte in der Folgezeit seinen Standpunkt, stellte vor allem – wie von der Gegenpartei selbst behauptet – den Platz als Burgstall heraus, als einen „ehrlichen Ort“, auf den es sich nicht gebühre, einen Galgen zu setzen und damit einen „schmählichen Ort“ daraus zu machen. Doch diese Argumente reichten nicht aus, den „Krieg zu befestigen“. Mit dem Urteil, das am 25. Januar 1542 gefällt wurde, endete der Prozeß vor dem Reichskammergericht. Der Urteilsspruch ist im Wortlaut nicht bekannt, doch besteht kein Zweifel darüber, wie die Entscheidung ausfiel: Biberachs Vorbringen war von der Rechtslage her nicht überzeugend genug, um ein Hauptverfahren herbeizuführen.

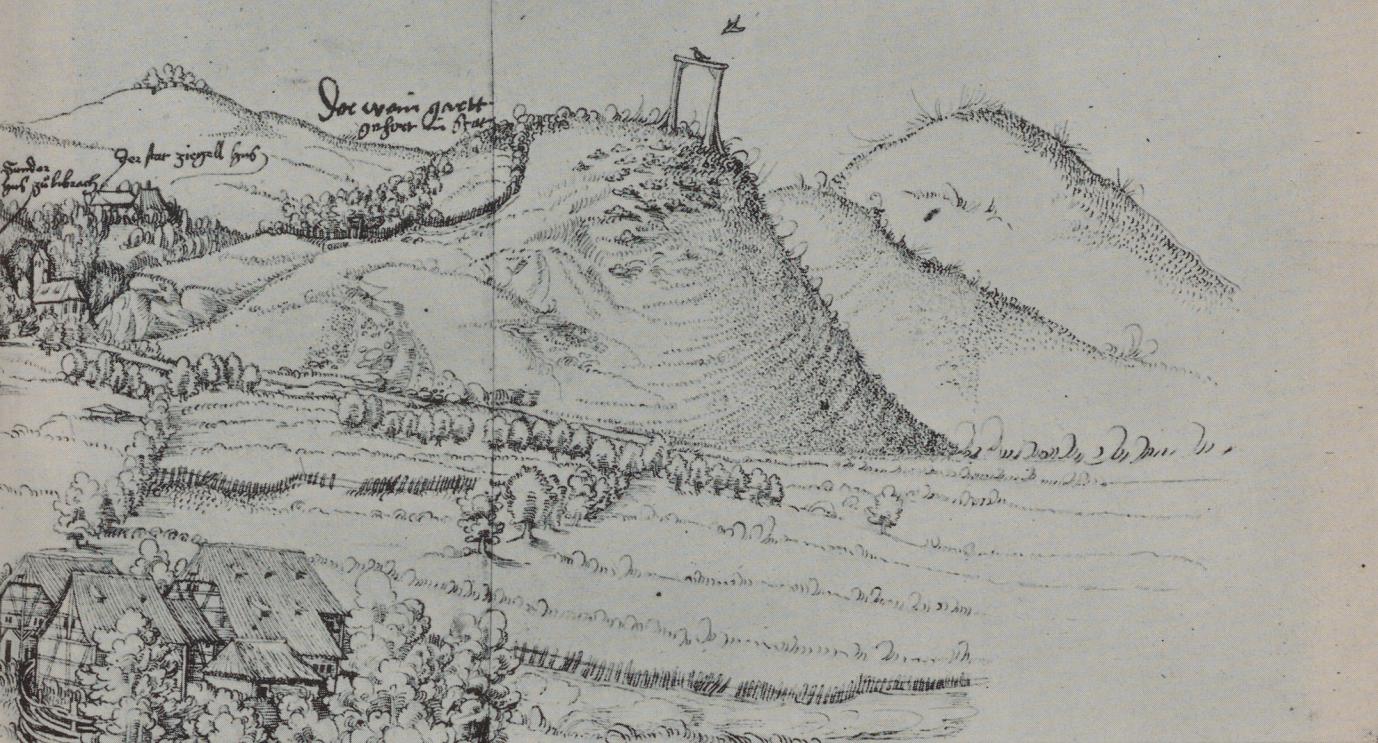


Die Stadtansicht

Um die örtliche Situation zu veranschaulichen, als Tatortskizze sozusagen, hatte Biberach seiner Replik auf die Schadsche Abforderung am 20. September 1540 eine „Contrafектur“ oder „Contrafetteratur“ der Stadt und ihres Vorgeländes beigegeben. Es ist dies heute die älteste originalüberlieferte Ansicht der Reichsstadt.

Die bräunlich verblaßte Federzeichnung ist auf zwei zusammengeklebten, leicht uneben beschnittenen und am linken Rand stockfleckigen Papieren (Format 70:25 cm) ausgeführt, mit gezinnten Zwillings-

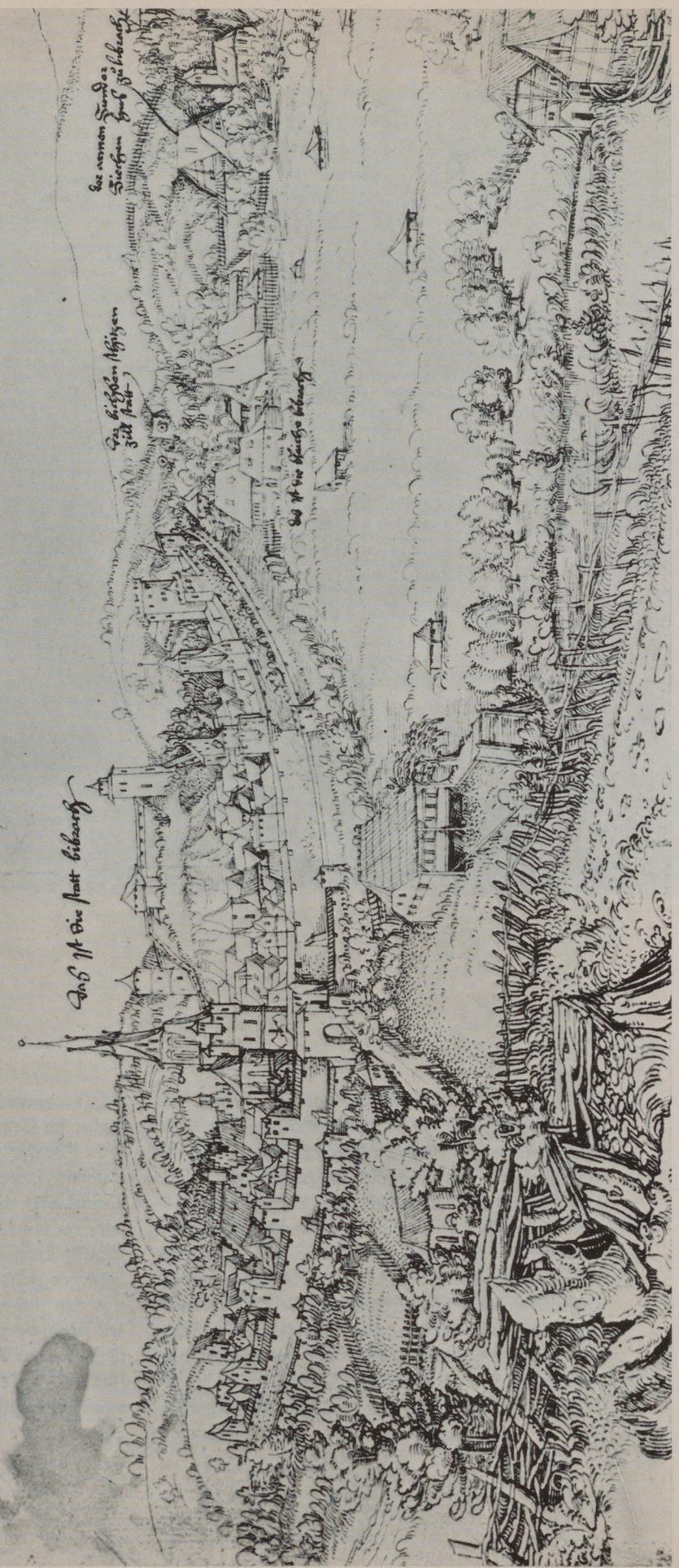
türmen als Wasserzeichen. Ebenso wie ihre Existenz war bisher ihr Zusammenhang mit dem geschilderten Prozeß unbekannt. Denn das Blatt wurde spätestens bei der Aufteilung des Reichskammergerichtsarchivs unter die deutschen Bundesstaaten in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus den Prozeßakten entfernt und befand sich zuletzt im Staatsarchiv Ludwigsburg in einem Sammelfaszikel von handschriftlichen Plänen und Ansichten aus unbekannten Kammergerichtsprozessen. Die Entstehung der Zeichnung als Anschauungsobjekt im skizzierten Rechtsstreit ist durch die rückwärtigen Bearbeitungsvermerke der Kammergerichtskanzlei erwiesen.

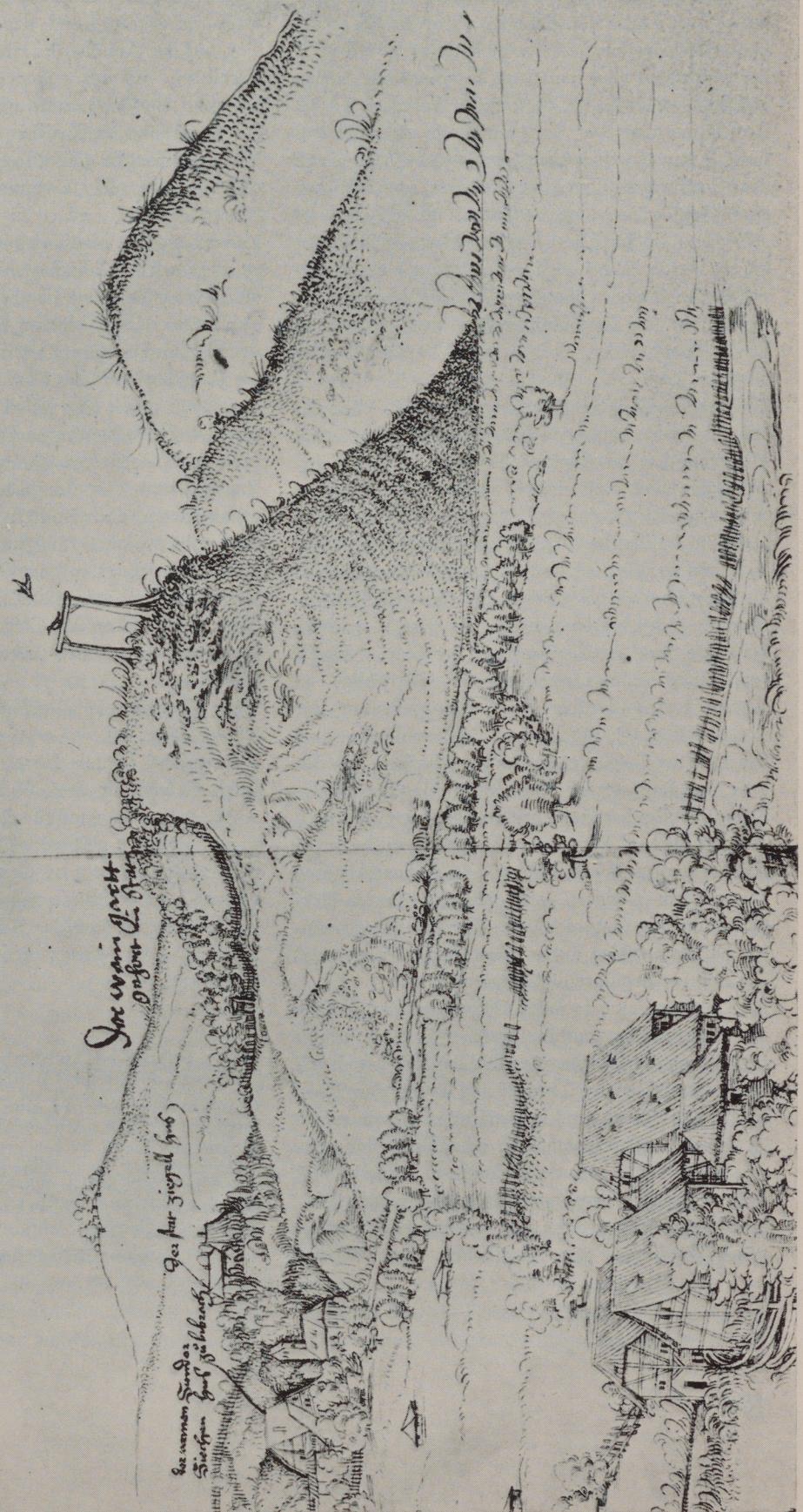


Ihr Verfasser ist vorerst unbekannt. Wir wissen von ihm lediglich, daß er die Zeichnung im Jahre 1540 aus Anlaß des geschilderten Prozesses im Auftrag von Bürgermeister und Rat der Reichsstadt anfertigte. Die Ausführung der Arbeit, ihre technische Perfektion bis ins Detail und ihre Gesamtanlage (beispielsweise die Einbeziehung von Natur und Landschaft oder das Auswägen von Vorder- und Hintergrund) verraten darüber hinaus eindeutig die Künstlerhand. Aus der ungewöhnlich großen Zahl angesehener Maler, die Biberach seit dem 15. Jahrhundert her vorbrachte, kennen wir für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts allerdings nur zwei Namen: Jörg Kän-

del (nachgewiesen 1502 bis 1535), der u. a. Altarbilder im Graubündischen schuf, und Hans Wattalekh (?), der 1537 als „geschickter Maler“ an das Rathaus hatte Bilder malen sollen, was er als Zwinglianer angeblich ablehnte. Ob einer von beiden oder ein bisher unbekannter Dritter der Zeichner ist, kann später vielleicht einmal von kunstgeschichtlicher Seite aus geklärt werden.

Von den bisher bekannten älteren Stadtansichten des 16. Jahrhunderts hebt sich die Zeichnung sofort durch die Wahl des Blickpunkts ab. Während Lukas Seidler (um 1620), Merian (1643), Wenzel Hollar (1657) und ihre Nachfolger die Stadt von Süden bzw. Süd-





osten zeigen, sozusagen ihr klassisches Profil, wird hier die Reichsstadt von den Anhöhen im Nordosten her gesehen, von einem sonst kaum gewählten Blickpunkt aus. Hätte der Zeichner allein die Stadt abkonterfeien wollen, wäre sein Standort gewiß nicht der günstigste gewesen, denn beispielsweise stehen das Spitaltor und die Stadtpfarrkirche, zwei der im Aufriß markantesten Stadtpunkte, in einer Fluchtlinie. Ihm war jedoch zur Aufgabe gestellt, die Lage des neuerrichteten Galgens unmittelbar am städtischen Außenbezirk zu veranschaulichen, aufzuzeigen, wie sehr er zu „Hohn, Spott und Verachtung“ Biberachs erbaut wurde. So erhalten wir nicht nur eine Ansicht der Stadt aus ungewöhnlichem Blickfeld, sondern zugleich eine für diese Zeit einzigartige Darstellung ihres Randbezirk im Norden außerhalb der Mauern.

Wir sehen, wie sich Biberach hier bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts ausgedehnt hat, ein Terrain, das knapp hundert Jahre später, 1632 und 1634, von den Schweden und Kaiserlichen weitgehend niedergebrannt wurde. Nächst der Mauern die Stadtbleiche („das ist die blaiche bibrach“) mit der Weißgerberwalk und den Gartenhäuschen, das Schützenhaus und die leicht überhöht skizzierte Zielstätte der Büchsenschützen („der bichsen schitzen zill statt“), anschließend das Sondersiechenhaus mit der Maria-Magdalena-Kirche („der armen Sunder Siechenhus zu bibrach“) und darüber das Stadtziegelhaus („der stat ziegell hus“). Bis nahe an den überdimensional dargestellten Galgen zieht sich ein umzäunter Weinberg, den ein Vermerk von anderer Hand (wohl des Biberacher Reichskammergerichtsadvokaten) als noch dem städtischen Territorium zugehörig ausweist. In der Vordergrundmitte sehen wir die Fachwerkbauten der seit dem späten 15. Jahrhundert erwähnten Birk- und Lohmühle (Obere Mühle). Für fast alle genannten Gebäude fehlen bisher ältere Bildunterlagen aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg.

Als Gegenpol zum fremden Galgen auf der Anhöhe am Stadtrand in weithin sichtbarer und drohender Lage bezog der Zeichner das Bild der Reichsstadt mit ihren festen Mauern, Türmen und Toren, der Stadtkirche, den Bürger- und Patrizierhäusern, wie es sich im Jahre 1540 darbot, mit in seine Darstellung ein, ein bildhafter Ausdruck städtischen Selbstbewußtseins gegenüber dem unerwünschten fremden Anspruch. Aus der für diese Zeit außerordentlich minutösen Wiedergabe von Einzelheiten, zumal sie von

einem selten gewählten Blickfeld her kommt, dürfte die Biberacher Stadtgeschichtsforschung noch manchen Nutzen ziehen. Allein die Skizzierung des Mauertrings (im Vordergrund das Spitaltor, heute Ulmer Tor, auf der Anhöhe im Hintergrund der viereckige Gigelturm und der zylindrische Weiße Turm, dazwischen die Hochwacht, am linken und am rechten Stadtrand sind das Graben- und das Siechentor zu erkennen) weicht vielfach von den bekannten Darstellungen des 17. Jahrhunderts ab und gibt einen älteren Zustand wieder. Im innerstädtischen Bereich sind trotz der optisch ungünstigen Perspektive das neue (vordere) Rathaus mit seinen Staffelgiebeln und Türmchen sowie der Spital deutlich erkennbar. Der Turm der St.-Martins-Stadtpfarrkirche mit seinem damals hochragenden, in den Ecken abgeschrägten Viergiebeldach, das beim Brand von 1584 zerstört und später durch eine welsche Haube ersetzt wurde, ist in seiner hochgotischen Form wohl nur hier zeitgenössisch überliefert. Zwar gibt ihn auch die Seidlersche Chronik in der bisher ältesten Stadtansicht genau wieder, doch ist diese viel einfachere Darstellung nicht im Jahre 1500 entstanden, wie ihre Überschrift nahelegt (s. o.), sondern – wohl nach älteren Vorlagen – erst um 1620. Sie zeigt beispielsweise im Hintergrund schon den Galgen auf dem Kesselsberg, der, wie wir gesehen haben, erst 1529 errichtet wurde.

Noch Biberachs vielleicht bekanntester Maler, Johann Baptist Pflug, hat, wie er in seinen Lebenserinnerungen schreibt, in den Jahren nach 1800 den Schadischen Galgen an dem Weg nach Warthausen gesehen, der zum Anstoß für die vorliegende Zeichnung wurde. Diese ist gleichermaßen Prozeßakte, künstlerisches Dokument und Geschichtsquelle. Ihre Entstehung und Überlieferung zeigen zugleich, welch kleine Kostbarkeiten das bisher kaum durchforschte Schriftgut des kaiserlichen Reichskammergerichts noch birgt.

Quelle: Staatsarchiv Ludwigsburg Bestand C 3 (Reichskammergericht) Faszikel B 4025 (Nr. 11: Stadtansicht).

Literatur: Max Schefold, Alte Ansichten aus Württemberg, Bd. 1, 2; Stuttgart 1956, 1957. – Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar Donaukreis 1. Band, Eßlingen 1914. – Richard Preiser, Biberacher Bau-Chronik, Biberach 1928. – Erhard Bruder, Biberach an der Riß, Bildnis einer Stadt, Biberach 1950. – Schwäbische Heimat 6. Jahrg., 1955, Heft 3.

Fotos: Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

Die Kirche von Untermünkheim und ihre Meister

Von Marianne Schumm

Am 2. Dezember 1967, Sonntag, den 2. Advent, wurde nach fünfviertel Jahre dauernden Renovierungsarbeiten die Kirche in Untermünkheim am Kocher, Kreis Schw. Hall, dem Gottesdienst wieder übergeben.

Münkheim, 1216 zum erstenmal urkundlich erwähnt, ist zweifellos eine frühe fränkische Siedlung. Der Patron der Kirche, der Hl. Kilian, weist diese als von Würzburg abhängig aus. Nach einem Brand um 1500, den der Turm überdauerte, wurde sie neu erbaut, und in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, wiederum mit Beibehaltung des mittelalterlichen Turmes entstand das vornehm-festliche Langhaus, mit dem für die evangelischen Kirchen jener Zeit, vor allem im Thüringischen, in der Markgrafschaft Ansbach und im Fürstentum Hohenlohe üblichen, vor den mittelalterlichen Turmchor gestellten Aufbau von Altar, Kanzel und Orgelempore. Die Austeilung des Abendmahles, die Verkündigung des Wortes Gottes in der Predigt und Gesang und Orgelspiel zu seinem Lobe, treten, von der Kunst gestaltet, als wesentlicher Inhalt der evangelischen Lehre im kirchlichen Aufbau in Erscheinung. Schiff und doppelte Empore nehmen die gläubige, die hörende, die singende Gemeinde auf. Es gab eine Zeit, in der man diese Aussage nicht mehr verstand, und so wurden viele dieser Kirchen im vorigen Jahrhundert durch Um- und Einbauten und Übermalungen ihrer festlichen Wesenhaftigkeit beraubt. Allenthalben im Land bekommen diese Kirchen ihre ihnen im 18. Jahrhundert gegebene Gestalt wieder zurück, und die Kirche in Untermünkheim ist in dieser Reihe ohne Frage die größte und schönste in unserem Raum; sie ist dadurch von einer ganz besonderen Eigenart, daß sie nicht sowohl eher fürstlich als dörflich ist, sondern auch kaum wie eine andere Dorfkirche, aus ihrem Dorf entstand, im wesentlichen von seinen Söhnen geplant, gebaut, geschmückt.

Münkheim hat von alters her bis in die allerjüngste Zeit, ja bis zum heutigen Tag sein Gepräge von dem tüchtigen Handwerkerstand, der in ihm lebt und aus dem zwei Familien weit über ihre Heimat hinaus berühmt geworden sind. Es sind die Zimmermannsfamilie der Weinbrenner und die Schreinermeister Rößler. Handwerksmeister aus diesen Familien sind

die Planer und Gestalter der Kirche in ihrem heutigen Erscheinungsbild.

Der erste Weinbrenner¹, von dem wir wissen, Markus, wahrscheinlich aus einer alpenländischen Exulantengesellschaft, in Freudenstadt geboren, siedelte als Zimmermann zunächst nach Hagen, dann nach Geislingen am Kocher über; dort wurde 1697 Johann Friedrich Weinbrenner geboren, der 1772 hochgeachtet als hohenlohe-waldenburgischer Schultheiß, Feldschieder, Kellerschreiber und Weineicher in Untermünkheim starb, nachdem er als Zimmermeister im Auftrag der Fürsten Hohenlohe zahlreiche Bauten geplant und errichtet hatte, an denen noch heute, wie am Amtshause in Michelbach am Wald und am Pfarrhaus in Münkheim – welch letzteres 1771, ein Jahr vor seinem Tode entstand – sein technisches Können und sein sicheres künstlerisches Gefühl in Erscheinung treten. Von seinen 12 Kindern scheinen die meisten der Söhne wieder Zimmerleute geworden zu sein: Johann Georg war Zimmermeister in Stuttgart, Johann Friedrich ging im selben Beruf nach Grözingen in Baden und Johann Ludwig nach Karlsruhe, wo er 1776 als Hofzimmermeister starb. Der jüngere von dessen beiden Söhnen, Johann Jakob Friedrich, wurde der berühmte Baumeister und Gestalter der Stadt Karlsruhe. Ein vierter Bruder, Johann David, von dem wir wissen, daß er die Beziehung zu seinen Brüdern aufrecht erhielt, und der zweifellos gleichfalls tüchtig war, blieb in Untermünkheim. Und wenn bis jetzt auch kein urkundlicher Hinweis aufgefunden ist, so ist es doch wahrscheinlich, daß es dieser Weinbrenner ist, der das väterliche Handwerksgeschäft in Münkheim weiterführte und dem man 1788 den Umbau der Kirche übertrug. Es ist nicht abwegig, wenn man annimmt, daß es Anregung und Einfluß der an landesfürstlichen Kulturzentren arbeitenden Brüder sind, die in der für eine Dorfkirche ungewöhnlich großzügigen künstlerischen Gestaltung sichtbar werden. Die zweite Meisterfamilie, die aus Münkheim stammt und in deren Hand die malerische Ausschmückung der Kirche lag, sind die Schreinermeister Rößler². Einer der Meister, der die Emporenbrüstungen mit Rocaille und Blumenranken in verschiedenen blauen Tönen und goldener Fassung auf die leichteste und heiterste Weise gemalt hat, führte



1. Empore in der Kirche Untermünkheim, Rocaillemalerei signiert
J. M. R. 1807, renoviert 1967.

Aufnahme Finger



2. Schrank aus Untermünkheim, 1800

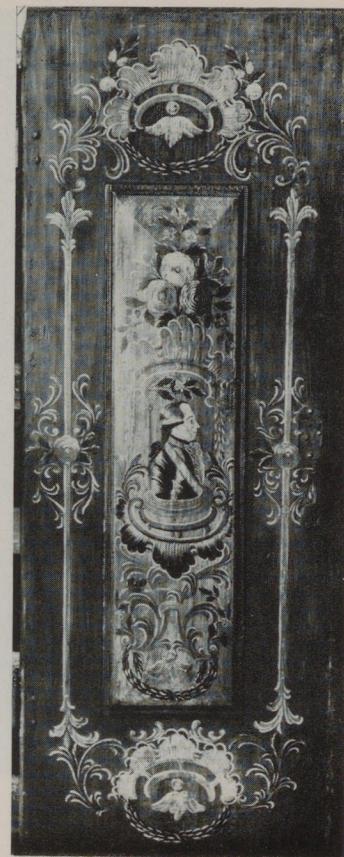
Aufnahme Finger

wahrscheinlich auch die Malereien am Chor-Aufbau aus, ebenso wie die vier Engelsköpfchen im Kanzeldeckel (Abb. 5). Es müßte der an der Empore (Abb. 1 und 3) angebrachten Jahreszahl „1807“ nach wohl der Vater jenes Meisters sein, dessen Namen wir von zahlreichen bemalten Bauernschränken kennen. Mit dem voll ausgeschriebenen Namen: „Johann Michael Rößler, Schreinermeister aus Untermünkheim“ oder auch nur „M. Rößler, Schreinermeister“ sind sie die bekanntesten und begehrtesten bemalten Bauernmöbel im südwestdeutschen Raum (Abb. 2 und 6). In seltenen Fällen, z. B. auf dem Stirnbrett eines Himmelbettes mit Tauben, Rocaille und Blumen bemalt, oder auf einem eintürigen Schrank mit einem höfischen Herrenbrustbild, umrahmt von reichem Girlanden- und Blumenschmuck, fand ich die drei Anfangsbuchstaben als Monogramm, im ersten, wohl späteren Fall etwas steif und sachlich, im letzteren als elegant verschlungenes Initial, das in ähnlicher Weise auch auf einer Truhe angebracht ist. In dieselbe Reihe gehört auch ein Schrank in der

Sammlung Hillenbrand, der im klassizistischen Aufbau gleichfalls das Medaillon eines höfischen Herrenporträts trägt und darüber die Jahreszahl 1816 und das Monogramm JMR. Damit befindet man sich inmitten der Schwierigkeiten, die die Zuteilung der einzelnen Möbel zu verschiedenen Meistern, zweifellos aus derselben Familie bereiten. Als Zeit- und Modeerscheinung ist die Entwicklung vom Rokoko, das in der bäuerlichen Kunst um die Jahrhundertwende noch durchaus herrscht und dessen Formen nur langsam gegen Anfang und Mitte der dreißiger Jahre mehr und mehr von dem steiferen, trockenen Biedermeier abgelöst werden, klar zu erkennen. Auch den Gang der Geschichte spiegeln die Bilder, die die Meister ihren Schränken geben. Haben die Rößler auch nicht, wie andere Maler, Napoleon, Schill oder Andreas Hofer auf ihren Möbeln verewigt, so sind es doch die Abbilder ihrer Fürsten und Fürstinnen in höfischer Tracht (Abb. 4), an deren Stelle fast auf das Jahr der Mediatisierung, das den Verlust der Souveränität Hohenlohens und



3. Empore in der Kirche Untermünkheim, Rocaillemalerei signiert J. M. R. 1807, renoviert 1967.
Aufnahme Finger



4. Schrank aus Untermünkheim, 1802

Aufnahme Finger

die für das Volk zunächst höchst unpopuläre Zuordnung zu Württemberg brachte, nun das Bild des bäuerlichen Bestellers tritt, Bauer und Bäuerin in immer neuen Variationen der Beziehungen zueinander, mit Sense und Rechen, mit Pfeife und Blumenkörbchen, gefolgt von Hund und Katze, einander umarmend oder sogar auf dem Schoß sitzend, die Mutter mit dem Soldatensohn oder das Mädchen mit dem Soldatenbräutigam. Ausnahmslos werden sie im Gegensatz zu den Fürstenbildern, die zwischen Blumen und Rocaille auf Medaillons erscheinen, auf mit Ranken- und Rautenmuster verzierte altartige helle Postamente gestellt, zunächst auch noch von reich mit Blumengirlanden umschlungenen Rocaille umgeben, die je später je ausschließlich von Girlanden umkränzten, aus Blumentöpfen wachsenden steifen Bäumchen abgelöst werden, auf deren stilisierten Blätterwipfeln auf jeder Seite ein Vogel sitzt, eine Amsel oder eine Taube (Abb. 8). Die eben dargelegte, geschichtliche und in ihrer Folge

modische Entwicklung bedeutet aber auch einen Unterschied der Generationen, und es erscheint ausgeschlossen, daß es dieselbe Hand ist, die zuerst beschwingt und leicht, höfische Medaillons mit Blumen und Rocaille umrahmt und dann naiv und trocken, wenn auch heiter und liebenswert die bäuerlichen Paare auf ihr immer gleiches Postamentlein stellt.

Wenn man dem Stammbaum der Rößler nachgeht, so findet man, wie Karl Hillenbrand in seinem Büchlein über „Bemalte Bauernmöbel aus Württ.-Franken“ schreibt, einen in Hausen bei Vellberg 1751 geborenen Johann Heinrich Rößler³, der sich 1779 nach Untermünkheim verheiratete und dort als „Bürger und Schreiner“ 1832 starb. Es ist naheliegend, in ihm den Maler der Rößlerschränke aus der Zeit um die Jahrhundertwende zu sehen, die höchstens eine Jahreszahl, aber nie eine Signatur tragen. Nun hat aber die so beglückend gelungene Renovierung der Kirche gerade für diese Frage eine neue



5. Kanzeldeckel in der Kirche Untermünkheim, renoviert 1967

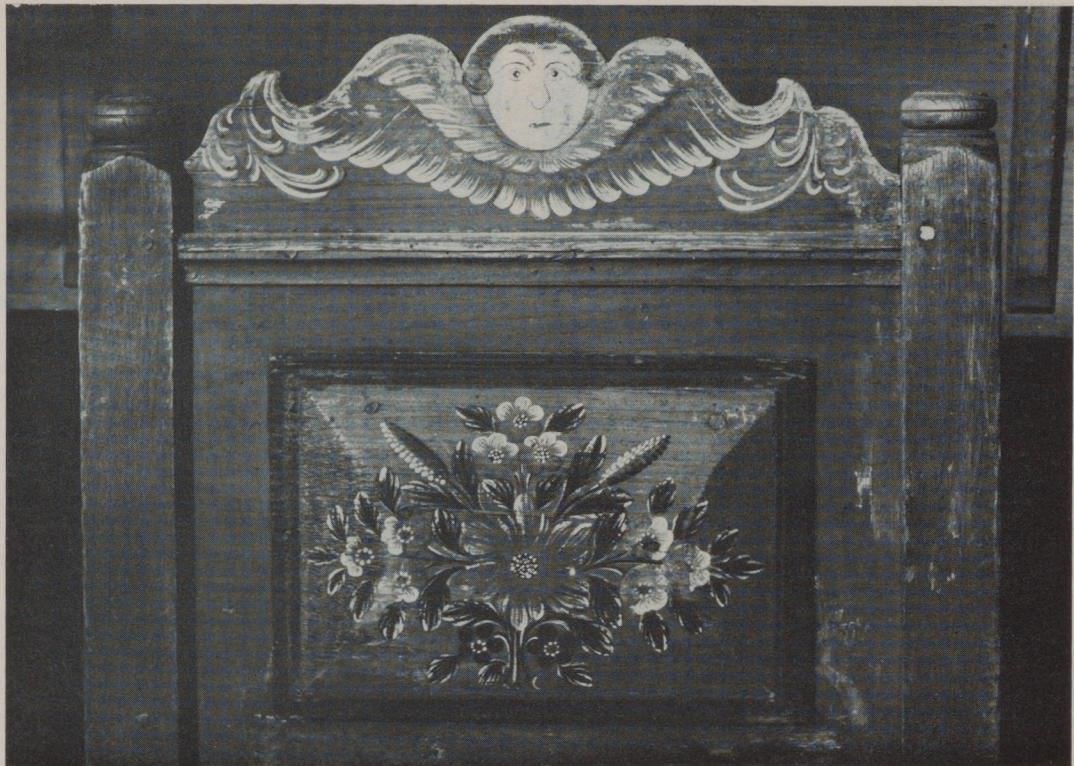
Aufnahme Finger

Schwierigkeit gebracht. Bei der Aufdeckung der mit Rocaille und Blumenumrankungen verzierten Emporenbrüstungen, welch erstere sehr denen der älteren Schränke gleichen, legte der Restaurator auch die Signatur des Meisters frei, die angeblich JMR 1807 zu lesen wäre, verbunden mit einem gemalten Röslein, das auf den Maler Rößler hinweist (Abb. 1). Es ist dazu zu bemerken, daß eine Signatur mit dieser Form des „J“ auf keinem der Schränke angebracht ist. Es wäre der Name des 1791 geborenen Sohnes, der demnach mit kaum 16 Jahren, also in keinem Falle als Meister, die reizenden Rokoko-verzierungen der Emporen geschaffen haben müßte, was erstaunlich wäre.

Karl Hillenbrand erwähnt noch einen 1796 geborenen Bruder Johann Michaels, Johann Friedrich Rößler und seinen Schwager Johann Michael Weller, der gleichfalls Schreinermeister war und ab 1821 in Münkheim lebte. Die verschiedenen Hände, die ebenso spürbar sind wie die gegenseitige Beeinflus-
sung, wären unter Umständen damit zu erklären. Johann Michael, der Meister, der eindeutige Signa-

turen hinterlassen hat, starb 1849; und in dieser Zeit geht diese feine, selbstbewußte, bäuerlich-handwerkliche Kultur zu Ende, natürlich auch durch die wirtschaftliche Entwicklung, die zunehmende Industrialisierung bedingt.

Trotzdem man, wie aus dem oben Beschriebenen hervorgeht, keinerlei urkundliche Anhaltspunkte über den Anteil der verschiedenen Meister am Neubau der Kirche hat, scheint die Arbeit einer dritten, damals allerdings nicht mehr in Münkheim ansässigen Meister-Familie ebenso sicher zu sein, wie der Weinbrenner und der Rößler. Es sind die Sommer aus Künzelsau⁴. Ein Bildhauer Sommer, Johann Friedrich (1671–1737), heiratete in erster Ehe 1696 die Pfarrerstochter Rosine Katherine Pröger aus Untermünkheim und in zweiter Ehe die Gastwirts-tochter Anna Katharina Schuster aus Michelbach am Wald. Mit Unterbrechung in Kirchberg und Künzelsau verbrachte er längere Zeit seines Lebens in Untermünkheim und starb auch dort. Zahlreiche Arbeiten von ihm sind vor allem in Kirchberg, aber auch in Bartenstein und Weikersheim überliefert.



6. Wiege von Johann Michael Rößler aus Untermünkheim

Aufnahme v. Ziegesar

Sein Neffe Johann Andreas (1716–1776), Sohn seines Bruders Philipp Jakob (1686–1751), war der letzte bedeutende Meister der so begabten Sommerfamilie, von dem eine Fülle von Werken im ganzen Hohenlohischen, ja bis nach Amorbach, nachgewiesen ist. Es ist durchaus möglich, daß die Altarwand schon gegen 1770, also vor dem Umbau des Langhauses entstand (Archiv Waldenburg XV/F 103), und man Johann Andreas Sommer als ihren Meister ansprechen kann. 1764 sind seine Bildhauerarbeiten an Orgel und „Rundell“ an der Künzelsauer Kirche nachgewiesen (Künzelsau Kirchenbuch 1764; NST Part. Archiv 100/4/9), und die Verwandtschaft mit der Orgelempore in Münkheim, auf der die alte Orgel mit ihrem Prospekt leider nicht mehr vorhanden ist, ist unverkennbar.

Die große Muschelverzierung über der Türe zur Kanzel und die Ornamente rechts und links derselben, sind zweifellos von Rößlers Hand im Gegensatz zum Schnitzwerk am Kanzeldeckel und an dieser selbst, das wiederum auf Sommer zurückgehen mag. So stellt sich die Kirche nun heute in

heiterer Festlichkeit dar mit Altarwand und emporen-geschmücktem Langhaus.

Aber man würde ein Wesentliches übergehen, spräche man nicht auch von ihrem Turm, der auf das Hochmittelalter zurückgeht und dafür – ein Zeichen der besonderen Bedeutung der Kirche – außergewöhnliche Ausmaße hat. Eine Trennwand schließt den heutigen Altarraum von dem Teil des Untergeschosses ab, aus dem eine Treppe mit schönem alten ausgeschnittenem Brettgeländer zu dem Geschoß auf der Höhe der Kanzel führt. Auch hier fällt die helle Weiträumigkeit auf, denn man befindet sich immerhin im Turm, dessen Grundriß mindestens seit der frühen Gotik nicht mehr verändert worden ist. Auf einem Balken der Kanzelwand ist ganz unvermittelt eine Amsel gemalt (Abb. 7), unverkennbar ein Geschwister der ungezählten gemalten Vögel, die auf den Bäumchen spitzen der Rößlerschranktüren sitzen. Da aber hier die stilisierten Zweige fehlen, stehen die Vogelfüße etwas hilflos in der Luft. Mußte der Gesell warten, während der Meister die kunstvolle Rocaille an die Kanzeltüre



7. Vogel auf dem Gebälk der Kanzelempore in der Kirche
Untermünkheim
Aufnahme v. Ziegesar



8. Vogelpaar auf einem Schrank von Johann Michael
Rößler aus Untermünkheim
Aufnahme v. Ziegesar

malte, hatte er gerade keine Handlangerdienste zu tun und vertrieb er sich die Zeit, in dem er schnell den schwarzen Vogel malte? Unmittelbar, wie ein freundlicher Scherz sitzt er heute noch da, und es ist einem, als müßte die Hand noch warm sein, die ihn gemalt hat. Auf festen Blocktreppen geht es noch zwei Stockwerke höher und dann steht man vor dem mächtigen Glockenstuhl. Auf den Stirnseiten der vier dicken, eichenen Querbalken ist die Zahl 1685 eingehauen. Von hier aus gelangt man durch einen breiten gotischen Bogen, dessen Ansatz einen Stock tiefer liegen muß, dort aber zugemauert ist, in den großen Dachstuhl von 1788, einem Meisterstück der Zimmermannskunst, das man ebenso findet, wenn man von dem nächst höheren Stockwerk in das Gestrebe der Turmspitze hinaufschaut. Der gotische Bogen, von dem es scheint, als habe er sich einst

zum Chor einer Oberkirche geöffnet, um so mehr als auf einer der steinernen Balkenstützen eine wohl noch romanische Maske ausgehauen ist, könnte ein Zeichen für die einst sakrale Bestimmung der heutigen Glockenstube sein. Sein Obergeschoß als Behausung und Kapelle der Ordensritter wären das Merkmal einer Johanniterkirche, wie es auch die benachbarte Kirche von Eschental war. Auch diese hat den Heiligen Kilian zum Patron.

Anmerkungen: ¹ Karl Hillenbrand, Der Zimmermeister Johann Friedrich Weinbrenner von Untermünkheim, Jahrbuch des Hist. Vereins für Württ. Franken, 1966. –

² Karl Hillenbrand, Bemalte Bauernmöbel aus Württ. Franken, 1956. – ³ Kirchenbücher Untermünkheim, Pfarramt. – ⁴ Elisabeth Grünwald, Die Künstlerfamilie Sommer aus Künzelsau, Jahrbuch des Hist. Vereins für Württ. Franken, 1952.

Das Orchideenjahr der Schwäbischen Alb

Von Ottmar Engelhardt

Mit Aufnahmen des Verfassers

Die Orchideen kommen in fast unvorstellbarem Variationsreichtum auf unserer Erde vor; mit mehr als 20 000 Arten bilden sie die größte Pflanzenfamilie der Welt. Und dabei richtet sich der Blütenaufbau bei allen nach demselben Grundschema: Insgesamt sechs Blütenhüllblätter sind in zwei Kreisen angeordnet, wobei eines, das zum inneren Kreis gehört, als auffallende Lippe oder als aufgeblasener Schuh erscheint. Dieses eine, besonders charakteristische Blütenhüllblatt setzt sich nicht selten nach hinten in einem nektarreichen Sporn fort.

In eine wahre Wunderwelt kommen wir, wenn wir uns intensiv und über längere Zeit mit den Orchideen befassen. Welche Phantasie vermöchte auch aus sechs Bausteinen eine solch zehntausendfache Vielfalt ersinnen!

Doch, von den Orchideen der Schwäbischen Alb im Wandel des Jahres sei berichtet. Rund 55 Arten zählt der Fachmann in Deutschland; über 30 davon kann der aufmerksame Wanderer auf der Schwäbischen Alb aufspüren. Doch sind unsere meisten Knabenkräuter, wie die Orchideen auch genannt werden, heute selten geworden. Als Boten aus dem warmen Süden sind sie zu uns gekommen; sie haben sich an unsere Verhältnisse zwar gewöhnt, stehen aber in einem stetigen, harten Lebenskampf gegen die Umweltsbedingungen der Natur, die Einwirkungen der menschlichen Zivilisation und nicht zuletzt gegen die Seuche der „progressiven Profititis deformans“, wie sie einmal genannt wurde, jene immer noch anwachsende und alles zerstörende Habgier des Menschen! Daher mußte sich auch der Gesetzgeber der Orchideen annehmen, und es mag ein gewisser Trost sein, daß sie heute alle unter Naturschutz gestellt sind.

Weltverloren erstreckt sich die Heide am Hang des einsamen Trockentals. Ihr lockerer, unregelmäßiger Bewuchs mit Wacholder bringt einen Hauch von Schwermut in die Landschaft. In Gruppen stehen die mannhohen Büsche beisammen, gleichsam Familien bildend; dazwischen stehen auch bis zu drei Meter hohe Einzelgänger, Philosophen der Heide. Unberührt von Pflug und Sense ist dieses Gebiet. Der verkarstete Untergrund des Kalkgebirges schluckt jeden Regenguß begierig auf, und bald

ist die Heide wieder trocken. Sie bleibt den einsam ziehenden Schafherden vorbehalten und dem Ruhe und Entspannung suchenden Wanderer. – Der Lärm unserer ruhelosen Welt dringt nicht bis hierher, und nur der schrille Schrei des Roten Milans, der Gabelweihe, die über dem Buchenwald an der gegenüberliegenden Talseite kreist, erreicht unser Ohr. Der obere Rand unserer Heide wird von Wald begrenzt, von dem aus einzelne Fichten, Kiefern und Buchen hangabwärts zwischen die Wacholder vorgestossen sind. Der Verbiß der Schafe gibt ihnen abenteuerliche Formen.

Purpurrote Farbakzente beleben Ende April das gleichförmige Braun und Gelb des Heidehangs. Zwischen den aufschießenden, zottig behaarten Fruchtständen der Küchenschelle, die den Blütenreigen des Jahres eingeleitet hat, treffen wir unsere erste Orchidee, das Männliche Knabenkraut (*Orchis mascula*).

Einer Hyazinthe ähnlich, erhebt sich zwischen den grundständigen, parallelnervigen und schmalen Laubblättern eine reiche Blütenähre, deren Leuchtkraft durch die Gleichfärbung des Blütenstengels verstärkt wird. Die herabhängenden großen Lippen sind dreilappig geformt und durch dunklere Punkte und Linien gezeichnet. Nach hinten setzen sie sich in einem fast einen Zentimeter langen Sporn fort, der ein nektarreiches Gewebe enthält – begehrte Nahrung für die hier anfliegenden Insekten.

Schon kommt auch ein hungriger Gast, den die warme Frühlingssonne zum Ausflug ermuntert hat. Eine Honigbiene landet auf der Lippe und steckt ihren Kopf in das Blüteninnere, sich selbst zur Labung und der Pflanze zum Nutzen. Denn über dem Eingang zum honigtragenden Sporn sitzt bei der Orchidee ein zweihälftiges Staubblatt, dessen Blütenstaub zu zwei Paketchen verklebt ist, die zusätzlich ein kleines Klebscheibchen tragen, die am Kopf der Biene hängenbleiben. zieht sich das Insekt wieder aus der Blüte zurück, so trägt es die Blütenstaubpaketchen mit heraus, und „gehörnt“ fliegt es zur nächsten Blüte, an deren Narbe der Blütenstaub abgestreift wird. Diesen interessanten Bestäubungsvorgang können wir mit einer Bleistiftspitze nachahmen. – Lange verweilen wir vor den roten



1. Brandknabenkraut (*Orchis ustulata*). Reutlinger Alb
9. 6. 1962

Blütenähren; nachdenklich sind wir durch unsere Betrachtung geworden, die uns einen der wunderbaren Vorgänge unserer Natur geoffenbart hat. Ein zweites Erlebnis: In einem der farbenprächtigen Blütenstände des Männlichen Knabenkrauts fällt uns ein gelber Farbfleck auf. Eine Spinne mit kugelrundem Leib hat sich hier auf die Lauer gelegt. Sie hat kein Netz zum Fang von Beute ausgespannt; es ist eine Raubspinne, die ihre Opfer überfällt, tötet und aussaugt. Krabbenspinne nennt sie der Kenner, und einige Schritte weiter finden wir eine zweite: Reglos sitzt sie da und hält eine Hummel in tödlicher Umklammerung fest.

Fast gleichzeitig mit dem Männlichen Knabenkraut blüht unweit von dessen Standort, am Rand der

mageren Wiesen im Talboden, noch eine andere unserer frühblühenden Orchideen, die mit etwa 10 oder 12 Zentimetern Höhe kaum halb so groß wird wie das Männliche Knabenkraut. Ihre Blütenähre ist mit wenig Blüten ziemlich locker gebaut; die Farbe der Blüten ist auch hier purpur, die Lippe sehr breit, dreilappig und nicht selten heller gefärbt bis zu einem ausgesprochenen Rosa hin, dabei stets dunkel punktiert. Es ist das Kleine Knabenkraut, das auch Wiesenknabenkraut genannt wird (*Orchis morio*).

Charakteristisch für diese Art sind die helmförmig zusammengeneigten, stumpfen übrigen fünf Blütenhüllblätter, die von grünen Nerven durchzogen werden. Dieser Streifung wegen hat die einst häufige Art vom Volk den Namen „Narrakappa“ bekommen; heute ist auch sie selten geworden, weil sie sehr empfindlich auf die nun üblich gewordene Wiesendüngung reagiert.

Je weiter es nun vom Frühling in den Sommer geht, desto reicher und mannigfaltiger blühen auf den kalkreichen Heideböden der Alb die Orchideen. Am Waldrand, im lockeren Schatten der Kiefern, und da, wo noch lange, vorjährige Grasbüschel niederhängen, setzt die sieghafte Jahreszeit weitere lebhafte, hell-violette Akzente. Hier hat das Helmknabenkraut (*Orchis militaris*) seinen Standort, eine Pflanze von ganz besonderem Reiz. Zierlich geformt ist alles an ihr, tief gebuchtet sind die lang herablaufenden Lippen, und darüber wölbt sich, gleich der Sturmhaube eines mittelalterlichen Kriegers, ein rötlich-grauer Helm.

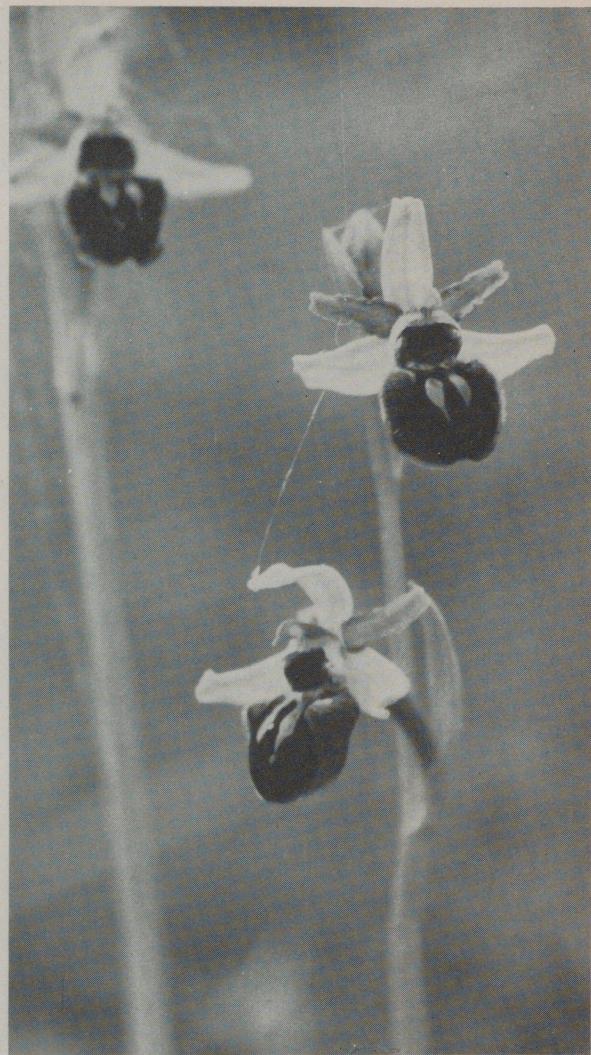
Schon können wir auch nach einem weiteren liebenswerten Vertreter der Gattung Knabenkraut Ausschau halten. Dort drüben, wo der Heideboden leicht gewellt ist, haben wir das Pflänzchen im Vorjahr entdeckt; es ist wieder da, das kleine, schmucke Brandknabenkraut (*Orchis ustulata*). Auf einem etwas kantigen Stengel baut sich der anmutige Blütenstand auf, lauter kleine, kaum einen halben Zentimeter große Blüten. Hell, fast weiß sind die Lippen der zahlreichen Blüten und wie übersät mit Purpurstaub. Brandknabenkraut? Der Name kommt nicht von ungefähr. Im oberen Teil des Blütenstands sind die Blüten noch verschlossen. Schwärzlich purpur ist ihre Knospenspitze, so, als hätte die Glut einer Flamme sie versengt. „Brändla“ sagt man im Volk. Nach und nach nur öffnen sich die Knospen von unten nach oben, der Blütenstand streckt sich, erstrahlt in Weiß und Purpur, um bald aber auch wieder von unten her zu welken.

Die Wacholderheide mündet in einen lichten, grasi-

gen Waldweg, der uns zu einem für die Hochalb typischen Steppenheidewald führt. Hier haben wir Glück. Am Fuß eines von einer gewalttätigen Fichte fast erdrückten Wacholders hebt sich vom Grün des Bodens ein hellerer Farbton ab: Wir haben das gelblich-grüne, nicht leicht zu findende, kleine Einknöllchen (*Herminium monorchis*) vor uns, eine unscheinbare, sehr kleinblütige Orchidee. Ein paar Schritte weiter, im buschigen, ganz locker gewachsenen Wälzchen, wo auch die älteren Kiefern des dürftigen Bodens wegen niedrig bleiben, ist unsere nächste Orchidee nicht zu übersehen. Dreißig, vierzig lange Blütenkerzen streben dem Lichte zu. Wir stehen vor der Gewöhnlichen Händelwurz (*Gymnadenia conopea*), deren lange Ähre dicht mit kleinen, rosa gefärbten Blüten besetzt ist. Herb, fast unangenehm ist ihr Duft. Um so mehr duftet ihr nächster Verwandter, die Wohlriechende Händelwurz (*Gymnadenia odoratissima*), nach der wir aber schon länger suchen müssen. Mit einem ausgesprochenen Gewürznelkenduft, der sich vor allem in den Abendstunden meterweit feststellen lässt, lockt sie die große Zahl unserer Nachtschmetterlinge an. – Ein wenig Aufmerksamkeit verdient auch das bescheiden danebenstehende Große Zweiblatt (*Listera ovata*), das – obwohl oft halbmeterhoch – leicht übersehen wird, da es, wie der Name schon sagt, nur zwei Blätter am Grund des Stengels hat und wenig auffallende, grüne Blüten trägt.

In der offenen Landschaft, zwischen dem Saum des Waldes und der lichtüberfluteten Albwiese herrscht wieder der Wacholder. Hoch ist in der Wacholderheide das Gras aufgeschossen, weil seit Jahren kein Schäfer den Weidestreifen beweidet. Auch seine Zeit scheint sich im einst klassischen Land der Schafzucht erfüllt zu haben. Ein warmer Junitwind streicht um uns, und in den tiefen Furchen des alten, verwachsenen Weges sonnen sich die Eidechsen, die Blindschleichen, auch eine Schlingnatter taucht geschmeidig im tiefen Gras unter.

Doch drüben, der Wiese zu, wiegen sich sattpurpurne, nach oben spitz zulaufende Blütenähren im Wind. Welch eine Intensität der Farben! Es ist das Kammknabenkraut (*Anacamptis pyramidalis*), auch Pyramiden-Orchis genannt. Den Blüten mit der dreispaltigen, stumpfen Lippe entströmt ein außergewöhnlicher Wohlgeruch. Wahrlich, die Orchideen sind die königliche Familie unserer Pflanzenwelt! Nicht minder beeindruckt uns ein anderes Knabenkraut, das vereinzelt und leicht zu übersehen in der benachbarten, einmähdigen und ungedüngten Hochwiese steht. Fast kugelrund ist sein dichtblütiger,



2. Spinnenragwurz (*Ophrys araneifera*)

Ostalb 26. 5. 1965

rosenroter Blütenstand. Kugelknabenkraut (*Orchis globosa*) heißt es deshalb auch. Betrachten wir diese Blume näher: Eng schmiegt sich Blüte an Blüte, und die lang auslaufenden Zipfelchen der Blütenhüllblätter machen aus dem Ganzen ein lustiges, farbenfrohes Igelchen. Die auf dieser Hochwiese auch noch vorkommende Grüne Hohlzunge (*Coeloglossum viride*), eine eigentlich in den Alpen beheimatete Orchidee, muß den „Spezialisten“ unter den Orchideenkennern vorbehalten bleiben. Dasselbe gilt wohl auch für das Einblättrige Weichkraut (*Malaxis monophyllos*), das Herzblättrige Zweiblatt (*Listera cordata*), die Herbst-Drehwurz (*Spiranthes autumnalis*) u. a. m., die zu den botanischen Kostbarkeiten der Schwäbischen Alb zählen!



3. Purpurknabenkraut (*Orchis purpurea*).

Ostalb 18. 5. 1961

Von den Orchideen unserer Albheiden und -wiesen verdienen sodann die vier Ragwurzarten noch besondere Erwähnung. Wo wir die Händelwurz im buschigen Heidewald fanden, stossen wir auf die erste der vier, an deren grünen, fast kahlen Stengel mehrere Fliegen zu sitzen scheinen. Die „Fliege“ hat aber bei näherem Zusehen die Lippe einer Orchideenblüte, die purpurbraun, mit einem helleren Fleck versehen, uns, und vielleicht auch die wirklichen Fliegen, zu narren scheint. Es gibt manche gelehrte Deutung dieser Blütengestalt. Bewiesen ist wohl noch keine; so wollen wir es bei der reinen Freude über den seltenen Fund belassen. Der Volksmund hat dieser Fliegenragwurz (*Ophrys muscifera*) den Namen

„Mucka“ oder „Mückla“ gegeben, und jeder Schäfer oder Waldhüter kann sie uns zeigen.

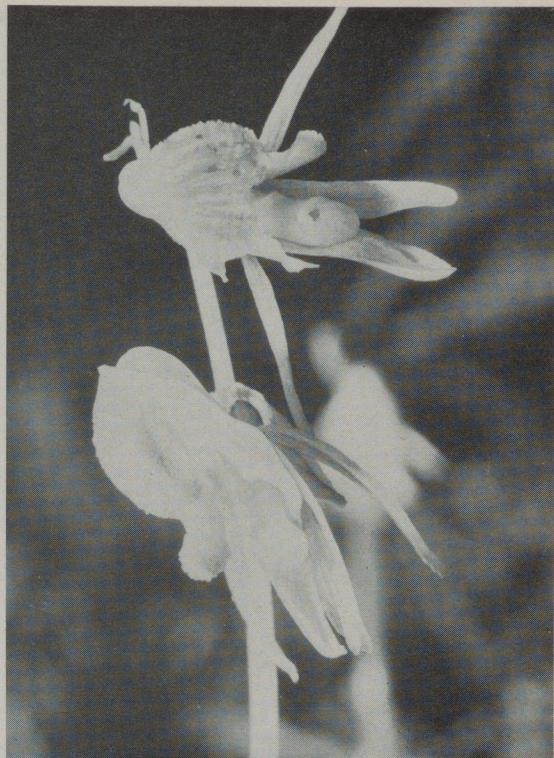
Ähnlich ist es mit der Hummelragwurz (*Ophrys fuciflora*), deren große, samartige Lippe dem namengebenden Insekt auffallend ähnelt. „Sammetma‘le“ und „Totaköpfle“ wird sie genannt. Schließlich erblüht im Juni und Juli an den warmen Heidehängen auch die seltsame Bienenragwurz (*Ophrys apifera*), die sich ganz selbst genügt, da sie sich in den meisten Fällen selbst bestäubt. – Und die seltenste des Viergespanns ist die Spinnenragwurz (*Ophrys aranifera*). Wohl kannte ich sie von der Oberrheinischen Tiefebene und von den Lechauen hier, aber auf der Schwäbischen Alb hatte ich sie trotz jahrelanger Suche noch nie gefunden. Bis zu einem Mainach-

mittag des Jahres 1965, das ja überhaupt ein gutes Ragwurzjahr gewesen ist. Da stand ich plötzlich vor ihr, in halber Höhe des Steilabfalls der Ostalb, keine 500 Meter vom Weichbild der geschäftigen Industriestadt entfernt. Zwei Exemplare wiegten sich leise im Wind. Gibt es eine größere Freude als eine solche langersehnte Begegnung?

Wo die östlichsten Ausläufer der Alb in sanftem Schwung zur Donauebene hinabziehen, wo sich die Täler ausweiten, liegt ein kleines Flachmoor mit einzelnen Weidenbüschchen, ein paar Birken, hohem Schilf und stattlichen Rohrkolben. Anders ist die Landschaft als die Hochalb. Hier umkreist uns ängstlich der Große Brachvogel in Sorge um seine Brut, und selten stört ein Mensch dieses einsame, eigenartige Reich. Eine große Rebhuhnfamilie enteilt in das angrenzende Maisfeld und das vielstimmige Quaken der Frösche verstummt, wenn wir eindringen. Die fröhlicherliche Hitze flimmert über dem Moor, dem ein Dunst von Feuchtigkeit und Verwesung entsteigt. Das Schönste aber sind die Orchideen: das vielfältige purpur- und fleischrote Aufglühen der Blütenähren des Breitblättrigen und des Fleischroten Knabenkrauts (*Orchis latifolia* und *Orchis incarnata*). Beide unterscheiden sich in der Form ihrer Blüten wenig, deutlich aber mit den Blättern, die beim Breitblättrigen Knabenkraut sehr breit und meist bräunlich gefleckt sind, während die des Fleischroten Knabenkrauts vom Grund an sich verschmäler und ungefleckt erscheinen. Bastardbildungen sind nicht selten. Am Rande des Moores gesellt sich auch das Dritte im Bunde, das Gefleckte Knabenkraut (*Orchis maculata*) hinzu mit seinem schlanken und hochwüchsigeren Stengel und den hellen, oft weißen Blüten.

Das großartige Erlebnis der Orchideenblüte im Moor rundet die Weiße oder Echte Sumpfwurz (*Epipactis palustris*) ab mit ihrer eigenartig eingeschnürten, milchweißen Lippe und dem herrlichen Kontrast der roten oder rot linierten Blütenhüllblätter. Der Vergleich mit den Bildern von tropischen Orchideen drängt sich auf: deren Größe erreichen die unseren zwar meist nicht; an Formenreichtum, Farbenpracht und Schönheit aber stehen sie ihnen nicht nach!

Und noch einmal wollen wir die Berge und Hügel der Alb durchstreifen, diesmal die weiten Hallen ihrer Laubwälder, auf deren sonnenhungrigem Boden im Frühjahr ein ungestümes Blühen einsetzt. In den Frühlingswald, in dem sich die Baumknospen noch ängstlich geschlossen halten und deshalb unsere frühblühenden Blumen die noch fast ungehemmt zum Boden strömende Sonnenwärme ausnützen können.



4. Widerbart (*Epipogon aphyllus*)

Südwestalb 10. 8. 1964

Schon vor Wochen war die duftende Frühlingsknotenblume, der „Märzenbecher“ aufgeblüht, heute legt das Leber- oder Märzenblümchen einen blauen Schleier über das braune und rostrote Laub des Waldbodens. Ein Stückchen weiter, wo der Klebwald steil und fast unzugänglich zum Fluss hinabstürzt, finden wir die erste Waldorchidee. Hier hat das Bleiche Knabenkraut (*Orchis pallens*) seinen Standort; seine kräftigen Blätter glänzen frühlingsfroh und den großen, blaßgelben Blüten entströmt ein kräftiger Duft nach Holunder. Weiter zurückgegangen ist in diesem Jahr aber wieder die Zahl dieser herrlichen Blumen. Tragen Umwelteinflüsse hieran die Schuld oder ist es wieder einmal der Mensch?

Warmer Maisonne liegt über dem steinigen, locker bewaldeten Talhang, an dem wir unsere stattlichste, bis zu 80 Zentimeter hohe Orchidee besuchen, das Purpurknabenkraut (*Orchis purpurea*). Sein kräftiger Stengel endet in einer bis zu 15 Zentimeter langen Blütenähre, die sich aus vielen großen Blüten zusammensetzt. Fast zwei Zentimeter lang ist die von einem dunklen Helm überwölbte dreilappige Lippe, auf der dunkelrote Büschel von Safthaaren spritzen. Neben diesen herrlichen Blüten steht noch der verborre



5. Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*). Ostalb 4. 6. 1963

Fruchtstand aus dem Vorjahr. Er erinnert daran, daß ein einziges Purpurknabenkraut im Jahr bis über 150 000 winzige Samen erzeugen kann. Warum sind trotzdem unsere Orchideen so selten?

Nur ein winziger Bruchteil der Samen kann zur Entwicklung kommen. Der Wind trägt die Samen kilometerweit fort, bis sie von einem Regenguß ins Erdreich eingeschwemmt werden. Zur Keimung ist aber ein der Orchidee „zugehöriger“ Fadenpilz notwendig. Zwischen dem Pilz und dem Keimling bildet sich eine Lebensgemeinschaft, ohne die keine Orchidee sich entwickeln kann, da ihre Samen keinerlei „Startnahrung“, wie bei andern Pflanzen, mitbekommen haben. Das Aufkeimen der Orchideen wird aber auch noch dadurch kompliziert, daß sie meist recht hohe Anforderungen an die Zusammensetzung des Bodens, an die Licht-, Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse stellen. Erst wenn alle diese Voraussetzungen gegeben sind, können schließlich, nach vielleicht 8 oder 12 Jahren, die Pflanzen erstmals oberirdisch erscheinen.

Einige unserer Waldorchideen bleiben sogar lebenslang in der Lebensgemeinschaft mit dem Fadenpilz. Wir heißen sie Moderorchideen. Sie stehen mit dem

Pilz in einem interessanten Verhältnis des Gebens und Nehmens, und da sie die vorverdaute Nahrung geliefert bekommen, haben sie es nicht nötig, die zur Assimilation notwendigen grünen Blätter zu entwickeln oder nach dem Sonnenlicht zu streben. Zu ihnen gehören bei uns die gar nicht so seltene Vogelnestwurz (*Neottia nidus avis*), die zierliche und nur wenige Tage erblühende Korallenwurz (*Coralliorhiza innata*) und der sehr seltene Widerbart (*Epidendrum aphyllum*), eine fast geisterhaft anmutende, bizar geformte Orchidee, deren bläßlich-weiße, violett überhauchte Lippe nach oben gerichtet ist. Viel eher als dieses so fremdartig erscheinende Ge-wächs passen wieder die Zweiblättrige und die Grünlche Kuckucksblume (*Platanthera bifolia* und *P. chlorantha*) in unsere Wälder; sie sind dem Volk als Waldhyazinthe oder Waldlilie bekannt; an ihren weißen Blüten sitzt ein langer Sporn, der sie als Nachtfalterblume ausweist. Nicht zu vergessen sind schließlich unsere Waldvögleinarten, das Große Waldvöglein (*Cephalanthera grandiflora*) mit seinen gelblich-weißen Blüten und das Schwerblättrige (*C. longifolia*), das reinweiß erblüht. Ein unbestrittener Höhepunkt unserer Orchideenflora ist aber das Rote



6. Frauenschuh
(*Cypripedium calceolus*)
Ostalb 10. 6. 1965

Waldvögelein (*C. rubra*). Scheu verschlossen erscheinen seine Blüten, ihr lebhaftes Rot erglüht in einzigartiger Zartheit. Diese wohl lieblichste unserer Waldpflanzen verdient ganz besonderen Schutz!

Alle Schönheit aber vereinigt auf sich der Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*), an keiner andern Orchidee ist so viel gesündigt worden, die Begegnung mit ihr wird jedem wahren Pflanzenfreund zu einem unvergesslichen Erlebnis. Im lichten Buchenwald, aber auch unter Fichten, treffen wir den Frauenschuh an. Bis zu 30 und mehr Blüten können sich an einer einzigen Pflanze entfalten. „Unser lieben Frau Pantoffel“ heißt der Frauenschuh im Volksmund. Er ist der einzige Vertreter der heimischen Orchideen, der an Stelle der oft genannten flachen Lippe ein 3–4 Zentimeter langes, holzschuhartig geformtes Gebilde erzeugt, dessen leuchtendes Zitronengelb von einem

purpurbraunen Kranz von Blütenhüllblättern umgeben ist. Betörender Duft dieser schönsten Orchidee unserer Wälder erinnert an reife Aprikosen! – Der nach oben geöffnete Schuh dient als Falle, aus der die gefangenen Insekten nur durch zwei enge Ausgänge im Hintergrund entkommen können; nachdem sie sich mit Blütenstaub beladen haben.

Mit ein paar Nachzüglern, einigen Sumpfwurzarten (*Epipactis atrorubens*, *violacea*, *latifolia*) und dem bescheidenen Netzblatt (*Goodyera repens*) entlässt uns im August das Orchideenjahr. Wieder haben wir im Ablauf eines Jahres das rhythmische Aufwachsen, Blühen, Fruchten und Abschließen dieser geheimnisvollsten und schönsten Geschöpfe unserer Alblflora erleben dürfen. Das Erlebnis verpflichtet uns, alles zu tun, daß ihnen ihr arteigentümlicher Lebensraum auch heute noch unberührt erhalten bleibt.

Die Obere Mühle im Reichenbachtal

Von Wilhelm Böhringer

Wer kennt nicht das vom Reichenbach durchflossene Siebenmühlental mit seinen reizvollen Wanderwegen am nordöstlichen Rande des Schönbuchs? Sonntag für Sonntag wird es von zahlreichen Ausflüglern besucht und bewundert. Mancher von ihnen mag sich auch schon Gedanken darüber gemacht haben, warum es gerade diesen Namen trägt, obwohl sich zuletzt elf Mühlen dort befanden. Die Bezeichnung „Siebenmühlental“ ist eine neuere Wortschöpfung, in der die Sehnsucht des Großstädters nach der Natur zum Ausdruck kommt. Doch steckt ein alter Kern darin. Tatsächlich war in früherer Zeit immer wieder von „sieben Mülinen“ des Tales die Rede. In einer der ältesten Aufzeichnungen über das Reichenbachtal, in dem Urbar der Schönbuchämter von 1383, werden sieben Mühlen genannt, und in der Zeit von etwa 1500 bis 1634 gehörten von den acht Mühlen des Tales sieben zum Leinfelder Ämtchen, einem Unteramt des Stuttgarter Amtsbezirks, während die unterste zur Gemeinde Plattenhardt zählte. Und wiederum sieben von ihnen besaßen ein altes Holzrecht im Schönbuch. Freilich änderte sich die Zahl der Mahlstätten öfters. Die einst auf dem Platz der Walzenmühle befindliche Hartmanns- oder Hagdornsmühle muß vor 1451 abgegangen sein; dafür wurde um 1500 wenig unterhalb der Kochenmühle eine „Neumühle“ erstellt, die aber dem Dreißigjährigen Krieg zum Opfer fiel. In den Jahren 1707–1709 erstanden Seebrücken-, Walzen- und Obere Kleinmichelesmühle und als letzte 1825 die Burkhardtsmühle an der Einmündung des Reichenbachs in die Aich.

Wenden wir uns nun der obersten Talmühle zu, die so lieblich in den Wiesengrund eingebettet ist! In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft auf dem Westhang des Eichbergs muß ehemals eine Burg gestanden sein. Die Sage weiß sogar von einem Schloß, das sich auf dem durch einen heute noch erkennbaren Graben vom Hang abgetrennten Platz befunden haben soll. Es ist nicht ausgeschlossen, daß unsere Mühle einstams zur Ausstattung dieses Adelssitzes gehörte, nur sind uns leider keine Urkunden über die Besitzer und Bewohner der Burg erhalten geblieben. Daß es sich dabei um die Herren von Rohr handeln könnte, denen Musberg einige Zeit gehörte, liegt nahe, läßt sich jedoch nicht erweisen.

Die erste sichere Kunde über die Mühle stammt aus dem Jahr 1451. Damals war sie im Besitz von

„Berchtold mour“ (Mor) und zinste drei Pfund Heller und drei Hühner an die Kellerei Stuttgart, eine Abgabe, die bis ins vorige Jahrhundert herein auf ihr haftete. Sie wird „des mouren mülin“ genannt. Dieser Bezeichnung begegnen wir schon 1383. Ja, bereits um 1350 wird unter den Musberger Zinsgebern an die Herrschaft Württemberg ein Mor von der „mitteln mülin“ erwähnt. Daraus geht hervor, daß schon zu jener Zeit drei Mühlen bei Musberg lagen, daß aber eine von ihnen oberhalb der Morenmühle stand. Diese müßte die Fuchsenmühle gewesen sein, die 1383 als erste Mühle aufgeführt wird. Sie wäre dann vor 1451 abgegangen und nicht mehr aufgebaut worden.

Noch im Jahr 1524 saß ein Mour auf unserer Mahlstätte, nämlich Hans Mour, der sich mit Veit Miller in ihren Besitz teilte. Zu der Mühle gehörten fünf Tagewerk Wiesen zwischen dem Wald und dem Eichberg sowie ein Jauchert Ackers an der Straße. Es ist allerdings fraglich, ob Handwerk und Landwirtschaft zwei Müller zu ernähren vermochten, insbesondere da das Mahlwerk ohnehin wegen Wassermangels nicht das ganze Jahr hindurch lief. Wie uns berichtet wird, soll es drei Monate im Jahr und länger stillgestanden sein. In der Tat finden wir später nur selten zwei Müllersfamilien auf dem Anwesen.

Der nächste Besitzer war wohl „Marx Müller“, der in den Musterungslisten des Leinfelder Ämteins von 1536 bis 1558 als Schütze erwähnt wird. Er hieß aber nicht Müller sondern Friesch. Es ist häufig so, daß man die Leute nach ihrem Handwerk benannte, das sie ausübten. Ihren Beruf kannte man besser als ihren Familiennamen. Im Forstlagerbuch von 1553, in dem die Inhaber der Reichenbachmühlen aufgeführt werden, heißt er Marx Friesch. Er scheint ein geachteter Mann gewesen zu sein, gehörte er doch einige Zeit dem Leinfelder Ämtesgericht an.

In den Musterungslisten von 1560 bis 1563 findet sich dann „Marx Müller der jung“ (= Marx Friesch junior), sein Sohn, der um 1570 die Mühle übernommen haben dürfte. In den Jahren 1567–84 wurden ihm neun Kinder geboren, von denen einige früh verstarben. Die Mühle war im Jahr 1572 „die erst und oberst mülin“ und wurde jetzt „die new mülin“ genannt. Sie muß also kurze Zeit vorher neu erbaut worden sein. Im Jahr 1591 ruhten noch Schulden in



Die Obere Mühle im Reichenbachtal

Aufnahme Böhringer

Höhe von 200 Gulden auf dem Anwesen. 60 Gulden hatte der Müller 20 Jahre vorher bei der „Lateinischen Schule in Stuttgart“ aufgenommen, „als er seine Mühle kaufte“. Einem Pfarrer Caspar Lutz schuldete er 100 Gulden und dem Spital in Calw 40 Gulden. Das war noch eine Zeit, als es Schulen gab, die imstande waren, bedrängten Handwerkern mit langfristigen Darlehen auszuholzen! In einer Muste rungsliste von 1583 begegnet uns Marx Friesch wiederum als Schütze, und 1597/1603 hatte er für den Kriegswagen des Leinfelder Ämtchens ein Pferd zu stellen. Im Jahr 1603 verkaufte er seine Mühle und ließ sich in Musberg nieder.

Der neue Besitzer war der Stuttgarter Arzt Dr. Jakob Schmidlapp, der das Anwesen um 3000 Gulden erwarb, von denen er 2000 bar erlegte. Dazu hin sicherte er dem Müller bis zu dessen Tod jeweils auf Martini einen Eimer Wein zu. Es war nichts Außergewöhnliches, daß ein Arzt Mühlenbesitzer wurde. Auch die zwischen Echterdingen und Wal denbuch gelegene Schlößlesmühle gehörte um die Mitte des 16. Jahrhunderts einem Stuttgarter Arzt, nämlich Dr. Hans Berlin, weshalb sie noch 1588 „die Doktorsmühle“ genannt wurde. Etwas Besonderes

war jedoch, daß Stadtarzt Schmidlapp zeitweilig seine Mühle bewohnte. Zunächst ließ er sie allerdings durch „Beständer“ umtreiben, von denen Martin Brenckher 1604 und Hans Mann aus Weissach 1605 bis 1608 in den Musberger Kirchenbüchern erwähnt werden. Dr. Schmidlapp und seine Frau Veronika werden übrigens in der Zeit von 1602 bis 1614 mehrfach als Paten von Musberger Täuflingen auf geführt; in einem Fall vertrat der Arzt dabei den württembergischen Herzog Friedrich. Einem Eintrag von 1604 ist beigefügt: „als sie eben ihr Mülin besichtigt“, und im Jahr 1609 heißt es von den Arztleuten: „anitzo zu Musberg“. Schmidlapp war zeitweilig auch Pächter des dortigen Fischwassers. Doch scheint er seinen Beruf nicht aufgegeben zu haben. Er wurde im November 1611 „bei währendem Sterben (Pest) dem Stadtphysikus Plachetius in Stuttgart adjungiert“. Als er 1615 starb, ging die Mühle auf seine Frau über, die sich 1622 mit dem Musberger Pfarrer Jakob Andreä verheiratete. Sie verkaufte jetzt die Mahlstätte an einen Stuttgarter Bürger namens Johann Lax.

Dieser ließ über dem Eingang des Gebäudes einen *Wappenstein* anbringen, der heute noch zu sehen

ist und die Jahreszahl 1622 sowie die Buchstaben JL und BL (Johann Lax und Barbara Lax) aufweist. Der abgebildete Fisch symbolisiert den Namen Lax = Lachs. Der neue Besitzer hob 1622–1624 öfters Musberger Kinder aus der Taufe, doch blieb er in Stuttgart wohnen. Sein 1613 geborener Sohn erhielt den Namen des Herzogs Johann Friedrich zum Vornamen, und eine 1616 geborene Tochter den der Herzogin Barbara Sophia. Herzog und Herzogin waren auch die jeweiligen Taufpaten dieser Kinder. Lax muß demnach in näheren Beziehungen zum Stuttgarter Hof gestanden sein. Wie dem „Neuen Württ. Dienerbuch“ von Dr. Walther Pfeilsticker zu entnehmen ist, war Lax von 1609–1621 Leibsneider der Fürstin und beschäftigte zeitweilig drei Gesellen. Seine Heimat war die einstige Hansestadt Deventer in Holland. Im Jahr 1613 schloß er die Ehe mit Dorothea Trumper, „der Näherin der gnädigen Frau zu Leonberg“. Mit letzterer dürfte die Herzoginwitwe Sibylle, die einstige Gemahlin des Herzogs Friedrich I. (1593–1608), gemeint sein, die ihren Witwensitz in Leonberg hatte. Dorothea Lax muß jedoch bald nach der Geburt ihres Sohnes Johann Friedrich gestorben sein. Johann Lax verheiratete sich 1615 mit Barbara Stuppenlauch, einer Stuttgarter Bürgerstochter. Im Jahr 1621 gab er dann die Schneiderei auf, nachdem er es zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht hatte, und betätigte sich nur noch als Handelsmann. Wie wir bereits hörten, erwarb er 1622 die Obere Mühle, doch durfte er sich nicht allzulange dieses Besitzes erfreuen. Er starb 1624/25, und seine Witwe heiratete 1626 den Stuttgarter Schneider Hans Jerg Adlung. Dieser tritt in der Zeit von 1633 bis 1651 in den Musberger Kirchenbüchern öfters als Pate auf, wobei seinem Namen mitunter beigefügt ist: „genannt Lax“. Kein Wunder, daß die Mühle bald den Namen *Laxemühle* bekam, der sich auch auf der Kieserschen Forstkarte von 1680 findet. Adlung, der später das Amt eines Stuttgarter Ratsherrn bekleidete, starb 1669. Auch seine Frau überlebte den Dreißigjährigen Krieg; sie entschlief 1649.

Adlung gab die Mühle etwa im Jahr 1655 an Johann Jakob Reinwald ab, der 1647 sein Schwiegersohn geworden war und von 1665 bis 1700 das Amt eines Stuttgarter Bürgermeisters (Stadtpflegers) innehatte. In den Jahren 1649–1672 saß Hans Eckhardt als Bestandmüller auf der Mahlstätte; seine unmittelbaren Vorgänger kennen wir nicht. Das Anwesen ging 1673 an den Müller Hans Höchner aus Stuttgart über.

Im Jahr 1676 erwarb es dann der Müller Johann

Wilhelm Schober aus Sindelfingen zum Preis von 900 Gulden. Der unruhige und mißtrauische Mann blieb 41 Jahre auf der Mühle, machte aber sich und anderen das Leben sauer. In den Akten wird er manchmal als „halsstarrig, widerwärtig und wegen üblen Gehörs seltsam“ charakterisiert. Er lag vielfach im Streit mit seinem Nachbarn, dem Eselsmüller, mit der Gemeinde und mit allerlei Amtsstellen. Die Gemeinde hatte merkwürdigerweise ihr Armenhaus ausgerechnet auf seinem Acker erbaut. Nach einem längeren Hin und Her wurde er für seinen Verlust schließlich entschädigt. Mit dem Hinweis darauf, daß seine Mühle außer einer Gütabgabe „frei, ledig, eigen und unbeschwert“ sei, beanspruchte er, von Fron- und Jagddiensten frei zu sein. Doch drang er damit nicht durch, da seine Vorgänger willig gefront hatten und er keinen Beweis für eine besondere Befreiung erbringen konnte.

Im Jahr 1703 geriet er in einen heftigen Wegstreit mit dem Eselsmüller, in den auch sein Schwiegersohn, der Mäulesmüller, eingriff. Da sich letzterer den ergangenen Entscheidungen nicht fügte, wurde er vom Musberger Schultheißen eingesperrt. Nun legte sich der Waldvogt ins Mittel und verlangte unter Androhung einer hohen Geldstrafe die Freilassung des Widerspenstigen, so daß der Ortsvorsteher nachgeben mußte. Der Streit weitete sich zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen dem Waldvogt und dem Stuttgarter Amtsvogt aus, die vor dem herzoglichen Oberrat ausgetragen wurde. Schober und sein Schwiegersohn weigerten sich auch, den von ihnen zuvor entrichteten Heuzeugt aus ihren Wiesen an die Stuttgarter Kellerei weiterhin zu reichen, wobei sie angaben, die Mühlen seien besonders vermarkt und gehörten nicht zum Musberger Zehnten. Die Rentkammer wies das Ansinnen nach längeren Auseinandersetzungen im Jahr 1708 ab, doch gaben sich die beiden nicht damit zufrieden. Wegen ihrer Widersetzlichkeit wurden sie mit einer Strafe von 15 Gulden belegt, um deren Erlassung sie alsbald beim Oberrat nachsuchten. Sie erreichten auch, daß die Buße auf zwei kleine Frevel (6 Gulden) ermäßigt wurde. Da sie sich jedoch immer noch nicht beruhigen konnten, wurden sie „durch Musketiere abgeholt“ und in Stuttgart verhört. Nach einigen Tagen kamen sie wieder frei, gaben aber keine Ruhe. Ein Jahr darauf wurden sie erneut in Haft genommen und verfügt, daß es bei der früheren Entscheidung verbleiben müsse. Doch war die Sache damit noch nicht zu Ende. Als im Jahr 1714 die Beamten der Landesvisitation nach Musberg kamen, brachten die beiden Müller die Angelegen-

heit erneut zur Sprache und beschwerten sich über das rigorose Vorgehen des Kastkellereibeamten gegen sie. Dieser habe sie „in den Turm werfen lassen“ und ihnen verboten, sich an die fürstliche Kanzlei zu wenden. Die Visitatoren ließen sich darauf die erforderlichen Berichte erstatten und die Müller durch den Plattenhardter Amtspfleger vernehmen. Der Kellereibeamte rechtfertigte sich, wurde aber 1716 ermahnt, die beiden Müller „nicht über Gebühr zu gravieren“. Den Müllern könne es nicht verwehrt werden, weitere Gesuche vorzulegen. Ob sie bei so viel Güte nicht doch noch einlenkten? Sicher ist daß sie immer wieder einflußreiche Helfer fanden, die dem oder jenem Beamten gerne eins auswischen und den beiden gegen klingende Münze ohne weiteres ein Schriftstück aufsetzten.

Ein großes Unglück war es für den alternden Müller, daß sein Sohn eines Tages „von Roß und Karren weg“ zum Militär gepreßt und in das „Hermännische Regiment“ gesteckt wurde. Doch gelang es dem Burschen zu entweichen. Er wurde darauf „von vier Musketieren nach Stuttgart geholt“ und eingesperrt. Nachdem der Müller dann „für einen anderen Mann“ 30 Gulden bezahlt hatte, ließ man den Sohn wieder frei, da man offenbar einsah, daß der Vater ihn nicht entbehren konnte. Bald darauf (1717) starb Schober im Alter von 74 Jahren. Die Mühle ging jetzt in den Besitz des Sohnes Zacharias über, der den Vater jedoch nur um fünf Jahre überlebte.

Kurz nach dessen Tod brannte die Mühle im Januar 1723 ab. Durch die Unachtsamkeit eines Mahlknechts, der in der Nähe eines Strohhaufens Feuer gemacht hatte, wurde das Anwesen gänzlich in Asche gelegt. „Nichts als die Mauer und zwei Stüblein und zwei Kammern blieben stehen.“ Nach einem Gutachten des Leinfelder Ämtlesgerichts belief sich der Schaden an Haus, Mühlwerk, Mobiliar und Getreidevorräten auf über 1000 Gulden. Für die Wiedererbauung hielt man 130 Stämme Tannenholz und 27 Eichen für erforderlich. Die Müllerin machte ihren lagerbuchmäßigen Anspruch auf „Zimmer- und Bauholz aus dem Schönbuch“ geltend als Gegenleistung für ihre jährliche Abgabe von zwei Käslaiben und zehn Eiern (in Geld: 10 Kreuzer) an die Forstkellerei. Da es aber im Schönbuch kein Tannenholz gab, konnte sie auch kein solches bekommen. Immerhin erhielt sie 15 Eichen ohne Bezahlung.

Die Witwe heiratete noch im gleichen Jahr den Müller Hans Jerg Wenger, einen Sohn des Rauhmüllers aus dem Aichtal. Dieser überließ 1737 die Mühle seinem Tochtermann Hans Jerg Widerroder, der von Musberg stammte. Die Mahlstätte hatte inzwischen

längst ihren heutigen Namen bekommen; ihr Inhaber wurde häufig nur „der Obermüller“ genannt. Widerroder blieb bis zu seinem Tod 1774 auf dem Anwesen, trat aber 1769 die Hälfte an seinen Sohn Michael ab. Dieser starb schon im darauffolgenden Jahr, und nach dem Tod des Vaters erbten zwei Töchter das Anwesen, deren Männer jedoch keine Müller waren. Im Jahr 1775 konnten sie dann die Mahlstätte an den Müller Johann Nüßle aus Böblingen um 5150 Gulden verkaufen. Da zu jener Zeit noch viel Hanf angebaut wurde, richtete Nüßle eine Wergreibe (Hanfreibmühle) ein. Von 1794 bis 1806 hatte die Mühle zwei Inhaber und gelangte 1808 für 7033 Gulden in die Hand von Lorenz Siegle. Einer Beschreibung von 1824 ist zu entnehmen, daß die Mühle einen Gerb- und zwei Mahlgänge hatte (wie schon 1716), eine gute Einrichtung besaß und über einen Kundenstamm in Musberg und den Nachbarorten verfügte. Allerdings könne die Mühle nur 4 bis 6 Monate im Jahr betrieben werden. Dies dürfte sich dann im Jahr 1833 geändert haben, als man westlich von Musberg vier artesische Brunnen erbohrte, durch die der Wasserzufluß erheblich gesteigert wurde.

Im Jahr 1831 kam das Anwesen in den Besitz des Müllers Jakob von Au, dessen Großvater aus Ebingen stammte und um das Jahr 1770 die Seebrückmühle übernommen hatte. Er war zuletzt Teilhaber an dieser gewesen, wollte aber zu einer eigenen Mühle kommen. Auf ihn folgte 1858 sein gleichnamiger Sohn als Besitzer, der das Anwesen 1884 verkaufte und nach Steinenbronn ging. Von 1886 bis 1891 war Gottlob Nestel auf der Mühle, der ihr 1890 eine Sägmühle hinzufügte. Der letzte Müller war der von der Schlechtmühle stammende Daniel Schlecht, der das Werk gegen Ende der zwanziger Jahre still legte.

Dem Mühlensterben, verursacht durch die Konkurrenz der Großmühlen, erlagen nacheinander sechs Werke des Tales. Nur in dreien wird heute noch Korn gemahlen, zwei sind als Sägmühlen im Betrieb. Daß die Obere Mühle trotz der Schäden, die sie im zweiten Weltkrieg erlitt, auch heute noch einen recht gefälligen Eindruck macht, ist das Verdienst ihrer beiden letzten Besitzer. Dr. Kurt Entreß, dem sie 1940–1952 gehörte, scheute keine Mittel, das Mühlgebäude in einen ansprechenden Zustand zu versetzen und es stilgemäß auszustatten. Auch der jetzige Eigentümer ist sich dessen bewußt, welch ein Kleinod er in dem ehrwürdigen Bauwerk besitzt, das auf eine so wechselvolle Geschichte zurückblicken kann.

Der schwäbische Inder

Zum 75. Todestag Hermann Gunderts am 25. April 1968

Von Siegfried Greiner

Welchen Beruf soll der hochbegabte Stiftler Hermann Gundert wählen, wenn ihn der vorgezeichnete Weg in den Pfarr- oder Schuldienst abschreckt? Soll er Journalist und Dichter oder soll er Hochschulprofessor werden? – Seine Studienfreunde Hermann Kurz, Eduard Zeller und Gustav Rümelin sollten diesen Berufen zustreben. – Könnte sich Gundert in den diplomatischen Dienst begeben, wie es der Stiftler Karl Friedrich Reinhard vorgezeigt hatte, oder soll er in die Offizierslaufbahn treten, um einen Jugendwunsch zu verwirklichen? Zu all diesen und noch einigen anderen Berufen fühlte sich der am 4. Februar 1814 geborene Stuttgarter Theologiestudent hingezogen. Aber gegen Ende des Studiums empfand er mehr und mehr, daß ihn seine vielfältigen Begabungen und Interessen hindern könnten, in einem Berufe einzurwurzeln. Wohin sein Genius ihn zu treiben vermöchte, verspürte er am eigenen Leib, und er sah es an Menschen, denen er nahe war: Ein wochenlanges Nervenfieber raubte ihm vorübergehend das Gedächtnis, einer seiner Freunde erschoß sich, der geistesgestörte Hölderlin beschäftigte seine Gedanken, und den ruhelos hin und her getriebenen Nikolaus Lenau lernte er bei Ludwig Uhland kennen.

Eine Umkehr zeichnete sich ab. Der Lebensweg älterer und jüngerer gläubiger Christen beeindruckte den Studenten und führte ihn langsam, Schritt vor Schritt an ihre Seite, „und ich meinte“, schreibt er, „es tue sich mir eine Aussicht auf aus unserem tollbewegten Treiben in eine stille, geordnete Tätigkeit für das Himmelreich – als Missionar in Indien!“

An die Stelle von Ludwig Uhland, David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer, die von Gundert bewunderten Lehrer und Vorbilder, traten jetzt Männer, die als Pietisten bekannt waren: Der Repetent Wilhelm Hoffmann, der spätere Oberhofprediger Kaiser Wilhelms I., der etwas ältere Stiftler Joseph Josenhans, der als Basler Missionsinspektor Hervorragendes leisten sollte, Christoph Blumenhardt d. Ä. und der eigene Vater, Ludwig Gundert, der Sekretär der Evangelischen Bibelanstalt in Stuttgart. Nicht mehr Goethes und Hegels Werke und die Vorlesungen Strauß', „die mit heißen Durst verschlungen“ worden waren, erfüllten Gunderts Herz – Friedrich Christoph Otinger wurde jetzt zum Leitstern seines Lebens. „Strauß ist widerlegt“, konnten die neuen Freunde Gunderts jubeln; der „Bote des Antichristen“ hatte ein Gefecht verloren, wenn einer seiner treuesten und begabtesten Schüler ihm den Rücken kehrte, noch ehe sein aufsehenerregendes Buch „Das Leben Jesu“ (1835) erschienen war.

Es gab im 19. Jahrhundert mehrere hervorragende Basler Indienmissionare, etwa den originellen Bußprediger Samuel Hebich oder die Sprachforscher für Kanaresisch, Hermann Mögling und Gottfried Weigle; sie alle aber übertrifft Dr. Hermann Gundert. Er wurde zum Anfänger und Vater der Missionskirche in der Provinz Mala-bar an der Westküste Indiens. Kann man sich einen geeigneteren Missionar als Gundert vorstellen, der von sich bekannte, es wohne in ihm ein natürlicher Zug zu fremden Lebenskreisen, „nicht sowohl um sie nachzuahmen, als um sie zu verstehen und mich darein versenken zu können“. Er wuchs während seines 22jährigen Indienaufenthaltes zu einem „schwäbischen Inder“ heran, der sieben Sprachen des Subkontinents beherrschte, der Sanskrit las und sprach wie wenige Europäer. Ein Brahmane gewann ihn so lieb, daß er ihm nach jedem Besuch die Hand reichte, was für jenen ein großes Opfer bedeutete, denn er machte sich unrein und mußte durch rituelle Waschungen sich von der Befleckung befreien.

Der Missionar konnte in Indien seine vielseitigen Begabungen und Fähigkeiten auf das schönste nutzen. Die medizinischen Kenntnisse, die er sich während des Studiums in Tübingen angeeignet hatte, trugen dazu bei, ihn als Arzt bei den Eingeborenen sehr begehrt zu machen. Dem Historiker gelang eine wichtige Entdeckung. Er konnte 1843 Kupfertafeln mit Inschriften über die uralten jüdischen und christlichen Gemeinden (Thomaschristen) entziffern, die in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt an der Westküste Indiens gelebt hatten. Gundert wurde der Liederdichter des ersten Malayalam-Gesangbuchs; 218 Texte der 293 Lieder stammen von ihm, und der Hochmusikalische setzte für die Kirchenlieder europäische Melodien dreistimmig um.

Schon als Neunjähriger hatte Gundert mit Lust und Liebe sein fünfjähriges Schwesternlein unterrichtet. In Indien treffen wir ihn einmal als Privatlehrer für die Söhne eines Missionars, ein andermal bringt er Portugiesenjungen Geographie und Naturlehre bei, auf der Missionsstation sind Malabarbuben und -mädchen seine Schüler, vor allem aber ist er Lehrer an den Katechisten-schulen in Talatscheri und Mangalur, und endlich schließt er den Indienaufenthalt als Schulinspektor im Auftrag der englischen Regierung ab. Diese baute in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein staatliches Schulwesen auf. Die Basler Mission hatte Gundert beurlaubt, denn es erschien vorteilhaft, den besten Unterrichtsfachmann bei diesem Aufbau mitwirken zu lassen.

Doch all diese Leistungen überragt eine großartige sprachwissenschaftliche Arbeit. Gundert wurde zum



Dr. Hermann Gundert (1814–1893). Aufnahme um 1880

besten Kenner der Malayalam-Sprache, die in Malabar gesprochen wird. Seine große wissenschaftliche Grammatik, sein Malayalam-Englisches Wörterbuch und seine Bibelübersetzung machten ihn für Malabar zu einem Sprachlehrer sondersgleichen. P. Achuta Menon, der ehemalige indische Botschafter in Bonn, dessen Muttersprache das Malayalam ist, drückt diese Tatsache folgendermaßen aus: „Dieser Missionar wurde zum Sprachwissenschaftler, er war maßgebend für die Schaffung einer Malayalam-Schriftsprache. Dadurch legte er die Grundlagen für ein ausgebautes Schulsystem und ein höheres Bildungswesen in diesem Küstengebiet“, und er schreibt weiter, „Gundert spielt eine Rolle als Bindeglied, um Indien und Deutschland einander näher zu bringen.“ In Schwaben ist diese völkerbindende Tätigkeit des Missionars durch den Indienbesuch des Altbundespräsidenten Theodor Heuss im Spätjahr 1960 wieder ins Bewußtsein gerückt worden. Er berichtete, daß Gundert auch heute noch in Malabar unvergessen sei und wie sehr er dort verehrt werde.

Eine schwere Ruhrerkrankung veranlaßten den Missionar 1859, in Deutschland Erholung zu suchen. Wie gerne wäre er nach Indien zurückgekehrt, doch sein Arzt verbot einen weiteren Aufenthalt in jenem Land. Es gibt viele Missionare, denen es nach ihrer Rückkehr in die Heimat nicht mehr gelingt, eine befriedigende Tätigkeit zu finden. Auch Gundert glaubte, er sei zu ungeschickt,

um sich wieder in die schwäbischen Verhältnisse einzuleben. Zwar riß die Verbindung zur geliebten zweiten Heimat nie ab, die Arbeit am Malayalam-Wörterbuch wurde weitergetrieben und konnte 1873 abgeschlossen werden. Doch diesem Manne gelang es, seiner in Indien vollbrachten Lebensarbeit ein nicht weniger erstaunliches Lebenswerk in Deutschland hinzuzufügen.

Über drei Jahrzehnte, bis zu seinem Tode leitete Gundert als Nachfolger Dr. Chr. Gottlob Barths den Verlag der Calwer Vereinsbuchhandlung. Unter der großen Zahl tüchtiger Verleger, die Deutschland im 19. Jahrhundert besaß, zeichnet sich der ehemalige Indienmissionar durch seine weitgespannte gelehrte Bildung aus. Mit Recht sagte der Missionsinspektor Josenhans: „Unser Gundert steckt drei oder vier Professoren verschiedener Fakultäten in die Tasche.“ Neben den sieben indischen beherrschte dieses Sprachgenie zwölf oder dreizehn europäische Sprachen. Jeder wichtige Vorgang auf Missionsstationen der ganzen Welt wurde von Gundert wahrgenommen, da er alle Missionszeitschriften und -bücher im Original las. Sein umfassendes Wissen legte er in dem Handbuch, „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten“ nieder, das in mehreren Auflagen erschienen ist.

Für Theologen und theologisch gebildete Laien seiner Zeit verfaßte er das „Handbuch der Bibelerklärung“, „um denkenden Lesern das Verständnis des Textes nach Kräften zu erleichtern“, wobei er zum Kummer mancher Pietisten kein Vertreter des Buchstabenglaubens war, sondern sich nach dem „geschichtlichen Grund, auf dem jede [biblische] Schrift entstanden sein mag, umgesehen hat...“ Mancher Fromme behauptete sogar, Gundert sei vom Glauben abgefallen. Solche Aussagen betrübten ihn zwar, erschütterten aber nicht seine Überzeugung, die Wahrheit suchen und bekennen zu müssen.

Immer war der Verlagsleiter darauf bedacht, bei Neuauflagen die Werke der Calwer Vereinsbuchhandlung zu verbessern, zu ergänzen und sie durch Bilder, Einband und Druck anziehender zu machen. Das galt besonders für die Bücher, die er als Historiker geschrieben und zwar so anschaulich, daß sie auch von dem „Bürger und Landmann“ gelesen wurden. Hierzu gehören: „Geschichte von Württemberg“, die „Reformationsgeschichte“, die „Calwer Kirchengeschichte“ und die „Geschichte der Neuesten Zeit“ (3. Aufl. 1889).

Das Haus der Calwer Vereinsbuchhandlung war damals ein Quellgrund, aus dem Ströme lebendigen Wassers zur christlichen Durchdringung der Welt entsprangen; ein Ort, in dem Besucher aus allen Weltteilen einkehrten; eine Stätte, wo Sprachforscher, Theologen, Historiker und Pädagogen ein- und ausgingen; aber auch ein Heim, in dem Kranke und Angefochtene Trost und Erquickung fanden, und mittenin wirkte Dr. Hermann Gundert als der „Unergründliche“ und „Geheimnisvolle“, aus dessen „Augen floß Welttrauer und floß heitere Weisheit, je nachdem, einsames Wissen und göttliche Schelmerei“ (Hermann Hesse, der Enkel Gunderts).

Was uns beschäftigt - was uns angeht

Nein, so geht es nicht!

Gedanken über die Mitarbeit des Bürgers bei der Erhaltung alter Städte.

Wenn man nach dem alten schönen Schwäbisch Hall durch das Weiler Tor hereinkommt und zum Kocher hinuntergeht, starrt einen zunächst eine häßliche Baulücke an (Abb. 1). Das Gäßchen hinaufblickend sieht man, wie es wohl an dieser Stelle früher auch ausgesehen hat: Traufhäuser, der Biegung der Gasse folgend, Haus für Haus entsprechend der starken Steigung meterweise höher gestellt, aber doch zum einheitlichen Bild zusammengefügt (Abb. 2). Die Lücke gibt an den Brandgiebeln vorbei – die mit halbabgerissenen Wahlplakaten sinnvoll verziert sind! – den Blick auf ungeordnete Höfe und Hallen frei, die sich bis zur höhergelegenen Johanniterstraße hinaufstaffeln (Abb. 3). Ein Werksgelände also, das aber eine günstige Zufahrt bereits am Chor der alten Johanniter-Kirche vorbei besitzt (Abb. 4). Warum also die häßliche Lücke, die das Straßenbild aufreißt?

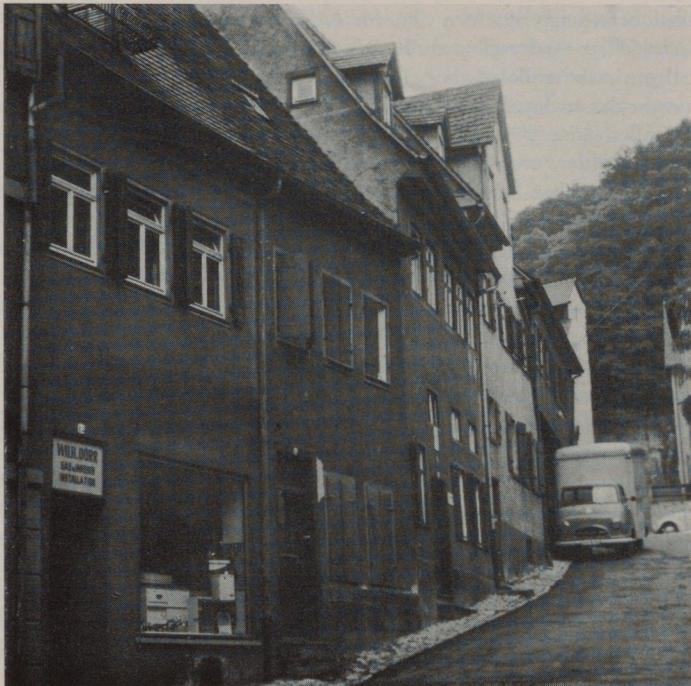
Der Besitzer ließ die Häuser bewußt verfallen und stellte es der Öffentlichkeit gegenüber sogar durch Plakate so dar, als wolle die Denkmalpflege im Unverständ Wertloses und Überaltertes erhalten. Schließlich – um die Abbruchgenehmigung zu erhalten – reichte er ein Baugesuch ein, denkt aber offenbar nicht daran, es auszuführen und damit die Lücke zu schließen.

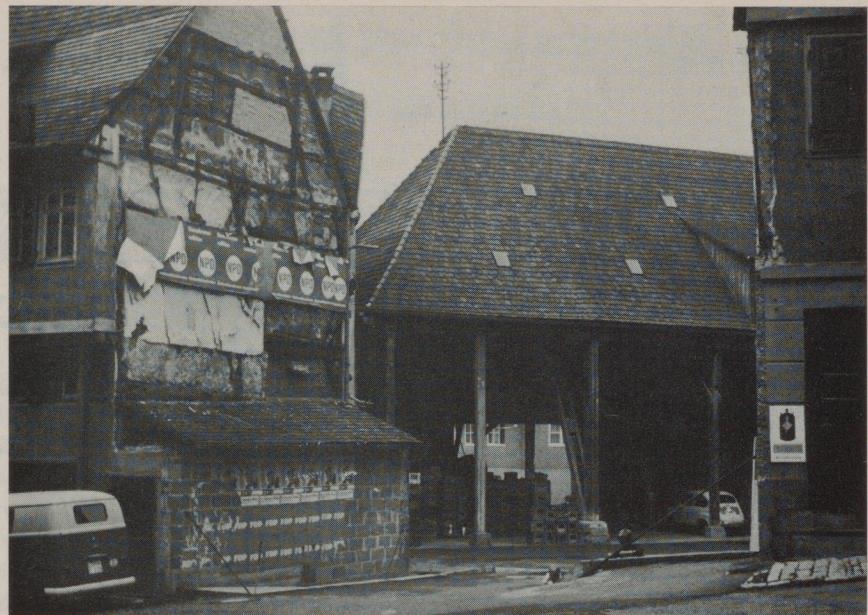
Hat er bedacht, daß er damit beweist, wie wenig er den Sinn der Pflege alter berühmter Städte wie Schwäbisch Hall begriffen hat, von der er doch als Bürger und Geschäftsmann profitiert? Was wäre die Pflege historischer Einzelbauten wie Kirchen, Brücken, Rathäuser, Tore, Türme

1.



2.





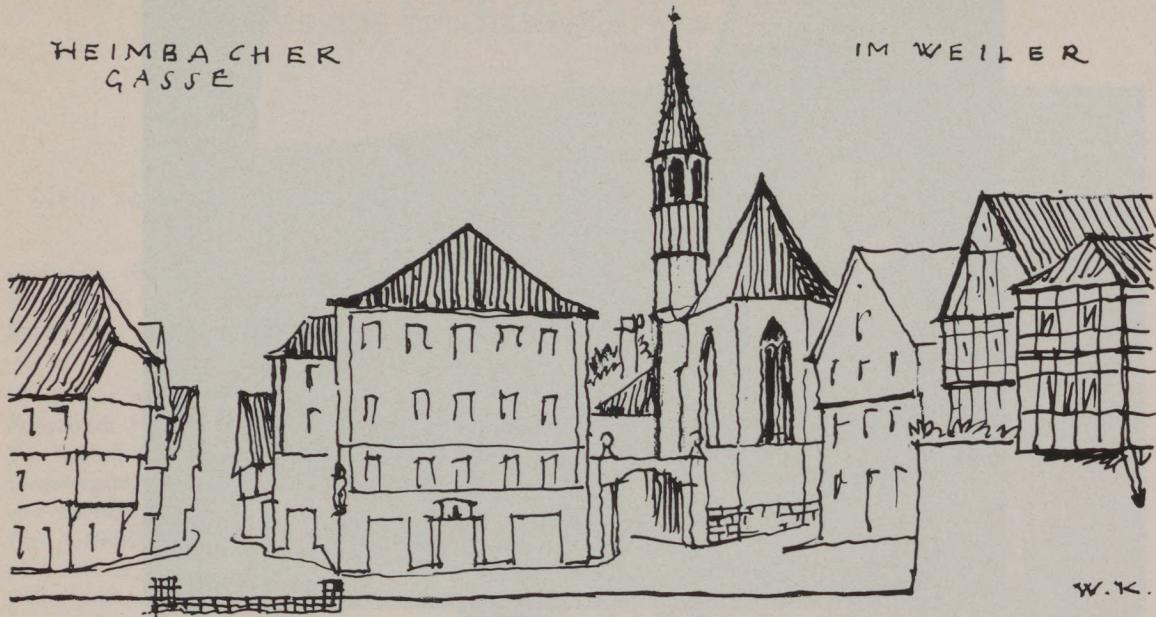
3.



4.

HEIMBACHER
GASSE

IM WEILER



Die Skizze zeigt schematisch ein Stück der Kocheransicht gegenüber der Henkersbrücke mit dem Chor der Johanniter-Kirche rechts, von dem die Gasse „Im Weiler“ hinaufsteigt.

Zum Gesamtbild gehört neben dem kirchlichen Bauwerk die Gruppe der Bürgerhäuser unentbehrlich dazu.

und Stadtmauern, wenn nicht die Stadt als organisches Ganzes erlebbar bliebe? Daß man seine wirtschaftlichen Belange auch bei Schließung der Straßenfront berücksichtigen kann, wurde bei der städtischen Behörde und beim Denkmalamt durch Planvorschläge erwiesen. Wie kann sich ein Bürger weigern, diese anzunehmen, wenn er sich nicht geradezu gegen die Gemeinschaft stellen will, oder anders gesagt, sich sozusagen aus der Gesamtverantwortung der Bürgerschaft für ihre Stadt

herausstehlen will? Wer schafft und erhält denn das schöne Schwäbisch Hall, wenn es nicht seine Bürger miteinander tun wollen? Wenn nicht jeder einzelne an seinem Platz mitmacht! *So wie hier geht es nicht!* Die Städteplaner sprechen in allen Ländern davon, wie wichtig es sei beim unaufhaltsamen Wachsen der Neubaugebiete die alten Zentren lebensfähig und in guter Gestaltung zu erhalten. Erst jüngst beschäftigte sich ein Kreis internationaler Fachleute bei einem Kongreß der „Europa

Nostra“ in Bamberg intensiv mit diesem Problem. Wenn der Bürger für sein Teil nicht mithilft, so ist alle Mühe umsonst. Das darf wohl nicht sein in unserem Land mit seinem sonst so guten menschlichen Sinn für das gemeine Wohl!

Hoffen wir, daß die bessere Möglichkeit, die sich hier bietet, und die Einsicht in die größeren Zusammenhänge dieses Einzelfalles sich bald durchsetzt – und die Wunde im Straßenbild bald geschlossen wird.

Walter Kittel

Die Namen des Schwarzwaldes*

Von Wolfgang Irtenkauf

Der Name Schwarzwald leitet sich (scheinbar selbstverständlich) von jenem Eindruck ab, den etwa Sebastian Münster 1544 in den Begriff „rauch birgig und winterig Land“ faßt, er bestätigt nur, was Wilhelm Hauff in seinem Märchen vom Kalten Herz 1828 schrieb, man treffe „nicht überall solch unermessliche Mengen herrlich aufgeschossener Tannen“, und er gibt dem auf leicht verständliche Weise Ausdruck, was Gustav Schwab in seinen Wanderungen 1838 empfand: der Weg führe vom Schwarzwald hinunter in die Täler, was gleichbedeutend mit einer Wanderung vom „Erhabensten und Schauerlichsten allmählich ins Lieblichste und Mildeste“ sei. Das Erhabenste und Schauerlichste, das ist der schwarze Wald, der Schwarzwald.

Gegen das Bild, das zu Anfang des letzten Jahrhunderts die Schriftsteller vom Schwarzwald zeichneten, wandte sich als erster der badische Archivar Josef Bader. 1840 schrieb er in der Zeitschrift „Badenia“: „Der Name Schwarzwald mußte es mitbringen, daß der Fremde mit dem Gebirgsland, welches denselben trägt, einen düsteren und schauerlichen Begriff verband. So denkt sich der Franzose unter seinem Forêt-Noire eine Wildnis voll dunkler, unwegsamer und menschenleerer Waldberge, und der Engländer unter seinem Black-Forest-man, womit er den Kindern zu fürchten macht, einen Halbwilden, einen Räuber. Selbst der entferntere Deutsche malt sich das schwarzwäldische Gebirge mit Farben vor, welche nur für eine wilde, traurige Einöde passen.“ Hier wird der Name des Schwarzwaldes in Verbindung mit lautmalerischen Assoziationen (schwarzer Wald) gebraucht, ein naheliegendes Verfahren, das sich bis auf den heutigen Tag gehalten hat.

In diesem Jahr 1968 benützt man den Namen Schwarzwald 1100 Jahre lang, wenn wir von der ersten schriftlich erhaltenen Urkunde ausgehen. Diese wurde zum 8. April 868 vom Kloster St. Gallen ausgestellt und teilt uns mit, daß ein gewisser Toto an den St. Galler Abt Grimald vier Jauchert und einen Weinberg zu Au gegen den bebauten St. Galler Klosterbesitz getauscht habe, und zwar „juxta fluvium Melia in saltu Svarzwald“, also zu deutsch: nahe dem Fluß Melia im Gebirge Schwarzwald. Dieser Bach Melia, jetzt Möhlin genannt, entspringt in jenem

Gebiet unterhalb des Schauinsland bei St. Ulrich, mit dem wir heute die Vorstellung des Hochschwarzwaldes verbinden.

Wir wollen diesen an und für sich alltäglichen Vorgang eines Gütertausches hier nicht näher kommentieren. Es geht uns ja nicht um die in der Urkunde mitgeteilten Tatsachen, sondern um den Begriff des Schwarzwaldes. Der Schwarzwald wurde von den St. Galler Mönchen gewiß nicht entdeckt, vor ihnen gab es Jahrhunderte, deren Menschen das Waldgebirge zwar als verkehrs- und siedlungsfeindlich empfanden, die aber Teile dieses Gebirges kannten, weil die Verkehrswege nicht alle am Wald entlangziehen konnten. Das waren die Römer und vor ihnen schon die verschiedensten seßhaften und wandernden Volksstämme.

Aus der römischen Zeit stammt der erste uns bekannte Name des Schwarzwaldes, Abnoba. Der Dichter Joseph Viktor von Scheffel spielt in seinem Gedicht „Zavelstein“ auf diesen Namen an. Für Scheffel ist der Name Zavelstein verbunden mit der Naturpracht der Krokuswiesen im Frühling. Dichterischer Freiheit entspringt seine Vorstellung von einer Römerfrau, die den ersten Krokus in Zavelstein gepflanzt hat. Doch der Krokus war für sie nicht nur Augenweide, sondern auch Arznei, so jedenfalls meint es Scheffel: „Saft der Süpplein ihrer Küche, Herzarznei für böse Sucht, Dunkeln Locken Wohlgerüche zog sie aus der edlen Frucht. Und im Anhauch dieser Blume schritt sie, wenn der Frühling nah, opfernd zu dem Heiligtume der Diana Abnoba.“

Der römische Name des Schwarzwaldes, so sagten wir vorher, hieß Abnoba, Scheffel spricht von der Göttin Diana Abnoba. Beides ist richtig und aufeinander bezogen, weil sich der Gebirgsname der Römer aus dem der Gottheit ableitet. Daß die Diana Abnoba am und auf dem Schwarzwald verehrt wurde, das zeigen uns einige Funde, von denen zweifellos die beiden Altäre, die in der Römersiedlung Badenweiler aufgestellt waren, eine gewisse Vorrangstellung beanspruchen. Beide überliefern durch eine Inschrift den Namen der römischen Göttin. Da die Römer das Gebiet rechts des Rheins im Jahre 74 nach Christus besetzten, kann das Alter der beiden Altäre bestimmt werden, zumal die imposante Badeanlage zu Badenweiler bald nach der Besitznahme des Landes entstand.

* Leicht gekürzte Fassung eines Vortrages, der am Landesstudio Tübingen des Südwestfunks gehalten wurde.

Dieser Vorstoß des Kaisers Vespasian war aber nicht nur mit der Errichtung neuer Siedlungen verbunden, sondern vor allem mit der Sicherung der eroberten Gebiete durch Straßen. Als wichtigste Verbindung vom Oberrhein zu dem römischen Stützpunkt Arae Flaviae (= Rottweil) bot sich der Weg durch das Kinzigtal (vorbei an Gengenbach, Haslach, Hausach, Wolfach und Schiltach) an, worauf die Römer die Hochfläche zwischen Kinzig und Neckar mit einem Steilaufstieg bei Schenkenzell bewältigten. An dieser Straße hat man drei Altäre zu Ehren der Diana Abnoba gefunden, den ersten in Rötenberg oberhalb von Alpirsbach, den ein Hauptmann Antonius Silo, der Dienste in fünf Legionen tat, zwischen 89 und 96 n. Chr. setzen ließ. Nur wenige Kilometer von Rötenberg entfernt gab der Boden bei Waldmössingen die Reste einer Kapelle her, die ein Vennonius Memor der Göttin errichtet hatte. Und zuletzt fand man bei Mühlenbach in einem Seitental der Kinzig unweit von Haslach einen Altarstein, den zwei namentlich nicht genannte Brüder der Diana Abnoba setzen ließen. Hier war – im Gegensatz zu Waldmössingen – wieder eine Jahreszahl angegeben, 193 n. Chr., die gleichzeitig den letzten steinernen Beweis für die Verehrung dieser Göttin markiert.

Diese Funde bestätigen, daß die Diana Abnoba zwischen 74 und 193 n. Chr. die Göttin des Schwarzwaldes war. Zur Bestätigung diene eine Statue der Göttin, die bei Mühlburg (nahe Karlsruhe) gefunden wurde, auf der wir die Göttin mit Bergschuhen, einem Gürtel und einem Medaillon auf der Brust sehen können. Mit der rechten Hand zieht sie einen Pfeil aus dem Köcher, mit der linken stützt sie sich auf einen Fels mit Baumstumpf. Wir haben also hier die klassische Gestalt der Diana vor uns. Aus der Diana, der Jagdgöttin, wurde in diesem Landstrich jedoch die Diana Abnoba, d. h. die Jagdgöttin des Waldes. Übrigens beobachten wir eine parallele Entwicklung im Odenwald, wo die Diana als Diana Augusta erscheint, womit klar bewiesen ist, daß die Römer diese beiden Gebirgszüge, die früher zusammenhingen, unterschieden haben.

Diesen beiden Waldgebirgen, Schwarzwald und Odenwald, stehen, geographisch gesehen, die Vogesen und der Pfälzer Wald gegenüber. Die Römer stellten diese linksrheinischen Gebirgszüge unter den Schutz eines Gottes, des Silvanus, behielten demnach eine klare geographische Scheidung auch durch die Wahl der Gottheiten bei. Die Beweise für den Gott Silvanus liefern zwei Inschriftensteine, wobei der Name der Vogesen als eine Lautverfälschung erkennbar wird, denn der Wald wurde von den Rö-

mern als „Vosagus silvestris“, von den Alemannen später als Wasgenwald angesprochen, so daß folgerichtig unser heute gebräuchlicher Name Vosegen lauten müßte.

Nun wird zurecht der Einwand erhoben, die Göttin des Schwarzwaldes heiße zwar Diana, aber der von den Römern gebrauchte Name sei Diana Abnoba gewesen. Was aber heißt Abnoba? Diese Frage hat eine ganze Reihe von wilden Spekulationen auf den Plan gerufen. Der aus Schlettstadt stammende Humanist Beatus Rhenanus, der sich mit der deutschen Vorgeschichte und damit zwangsläufig auch mit der Geschichte seiner oberrheinischen Heimat befaßt hat, ein bedeutender Philologe, dem man ohne weiteres sprachliche Wortdeutungen zutrauen würde, nahm seine Hilfe zu einer banalen Gleichsetzung, indem er Abnoba mit „Ab der Au“ verglich (übersetzen wird man hier nicht sagen können). In der Gegenwart halten sich zwei Deutungen die Waage: die eine meint, Abnoba und Apennin stamme aus der gleichen Wortwurzel, die stets eine allgemeine Bezeichnung für ein hohes Land ausdrücke, während die andere glaubt, das Wort aus der ligurischen Sprache herleiten zu können. Nun wissen wir zwar, daß die vorindogermanischen Ligurer zwangsläufig um Turin und Aosta angesiedelt wurden, aber ihre Sprache ist völlig untergegangen. Einige wenige Worte überliefern antike Autoren, aber sie sind so merkwürdig und rätselhaft, daß der Namensforschung nichts anderes übrigbleibt, als vor dem Phänomen zu kapitulieren. Zusammenfassend zeigt uns dieser Abstecher in die Namensforschung, wie wenig diese Versuche uns weiterhelfen. Der römische Name des Schwarzwaldes „Abnoba“ findet von dieser Seite her keine präzise Erklärung.

Der nächste Schritt führt zu den römischen Schriftstellern. Das älteste Zeugnis verdanken wir Plinius dem Älteren, einem sehr belesenen Mann, der eine in 37 Bänden zusammengefaßte Naturgeschichte hinterließ, die sich auch mit der zur Römerzeit bekannten Geographie befaßt. Plinius hatte als Offizier des römischen Heeres Gelegenheit, das römische Weltreich ausgiebig kennenzulernen. Mit einem Satz geht er in seiner Naturgeschichte auf das Abnoba-Gebirge ein. Dieser lautet: „Die Donau entspringt in Germanien auf den Höhen des Abnoba-Gebirges gegenüber Rauricum, einer Stadt Galliens.“

Dieses Rauricum ist die Kolonie Colonia Augusta Raurica, die wir heute unter dem Namen Augst kennen. Dieses kleine Dorf im Kanton Basel-Land gibt freilich viel mehr für den Altertumsforscher aus dem Boden her – deshalb ist es heute so berühmt –

als aus diesen Angaben. Immerhin wird der Donau-Ursprung genannt, wenn auch wenig exakt beschrieben, vor allem ist der Gebirgsname auch von der literarischen Seite nun gesichert. Tacitus hat um 100 n. Chr. in seiner „Germania“ diesen einen Satz des Plinius wörtlich übernommen.

Wie scharf die Römer beobachtet hatten, zeigt die Gegenüberstellung dieses Plinius-Zitats mit einer Beschreibung des griechischen Geographen Strabo. Er war Geograph und kein Römer, also gibt es für ihn die Bezeichnung eines Gebirges mit dem Namen einer Göttin nicht. Strabo führt dafür den sehr unklaren Begriff herkynischer Wald ein. Hier seine Beschreibung: „Deutschland steigt nach Süden zu an und bildet einen mit den Alpen zusammenhängenden Höhenzug, der sich nach Osten zu erstreckt, als ein Teil der Alpen. Aber die Berge dort steigen freilich nicht zu solchen Höhen empor. In der Nähe sind der herkynische Wald und Völker der Sweben.“ Es ist daraus zu erkennen, daß dieser antike Begriff herkynischer Wald die deutschen Mittelgebirge insgesamt trifft, so daß es die Römer waren, die zum erstenmal hier scharf differenzierten.

Leider ist nun die klare Nennung des Schwarzwaldes von Plinius und Tacitus von dem berühmten griechischen Geographen Ptolemäus völlig verzerrt worden. Sein Werk bestimmte bis in die Zeiten von Kopernikus und Kepler das Weltbild unserer Erde. Offenbar hat Ptolemäus Plinius und Tacitus falsch verstanden, denn bei ihm taucht der Name der Diana Abnoba in einer gerade entgegengesetzten Gegend auf, nämlich in den deutschen Mittelgebirgen Odenwald, Spessart, Vogelsberg, Rothaargebirge, Briloner Wald und Eggegebirge. Nach Ptolemäus verläuft deren Südgrenze zwischen Speyer und Worms, also gerade dort, wo wir die tatsächliche Nordgrenze des Schwarzwaldes ansetzen. Dieser Irrtum war folgenschwer für die auf Ptolemäus folgende geographische Literatur, sie bereitete aber dem römischen Sprachgebrauch des Schwarzwaldes keine Schwierigkeiten, denn die Römer mußten ja nach dem Durchbruch der Alemannen ohnehin dieses Waldgebirge verlassen, weshalb auch der Name Abnoba, den die Alemannen nicht verstanden, aufgegeben wurde. Wie die Alemannen den Schwarzwald nannten, wissen wir nicht. Es tritt in der Überlieferung eine lange Pause von über 6 Jahrhunderten ein, bis zu unserem Jahre 868. Dieser Weg ins 9. Jahrhundert aber ist lange. Wir halten im 4. Jahrhundert ein und erleben dort den Kriegszug eines römischen Statthalters in Gallien, Julian, der später als Julian Apostata, Julian der Abtrünnige, noch einmal den Versuch unternommen

wollte, der christlichen Staatsreligion eine heidnische Weltanschauung gegenüberzustellen. Er hat im Jahre 355 die alte Militärstraße von Augst über Hüfingen, die Baar, Rottweil, Tuttlingen, die Schwäb. Alb und die Donau bis Regensburg benutzt. Sein Anhänger, der Hofgeschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, berichtet uns von diesem Heereszug, wobei er erstmals einen neuen römischen Namen für den Schwarzwald einführt, nämlich Silva Marciana.

Die Frage, welche Gründe einem Namenswechsel von Abnoba zu Silva Marciana zugrunde liegen, ist leicht beantwortet. Die Götterwelt der Römer, der auch die Diana Abnoba angehörte, war mit der Einführung des Christentums als Staatsreligion zu Anfang des 4. Jahrhunderts abgetan. Alle Namen, die mit Göttern zu tun hatten, wurden ersetzt. So ist auch die alte geographische Bezeichnung des Schwarzwaldes, Abnoba, in Wegfall geraten. Das Gebirge wurde förmlich „umgetauft“. Diesen Namen Silva Marciana überliefert uns sodann die Peutingersche Weltkarte, die vermutlich ebenfalls im 4. Jahrhundert entstanden ist. Die Weltkarte scheidet genau zwischen dem Wasgenwald oder Vogesen, hier Silva Vosagus, und dem Schwarzwald, Silva Marciana. Dieser zieht sich auf der Karte von Augst am Hochrhein bis zu den römischen Stützpunkten Rottweil und Rottenburg am Neckar. Ziehen wir von Rottenburg eine Linie direkt nach Westen, so kommen wir etwa in die Gegend des heutigen Dornstetten und Freudenstadt, was soviel heißt, daß der ganze Nordschwarzwald nördlich dieser Linie, also das Murg- und Enz-Nagoldgebiet überhaupt aus dieser Karte herausfallen. Wer auch immer diese Karte gezeichnet hat – die Frage ist sehr strittig –: die Silva Marciana, der Schwarzwald, umfaßt hier nur den südlichen und mittleren Teil des Gebirges.

So klar wie die geographische Erklärung des Namens Abnoba ist, so unklar und schwer läßt sich die Erklärung des Namens Silva Marciana an. Der Zeitgenosse des oben erwähnten Sebastian Münster, der in Freiburg wirkende Humanist Heinrich Glarean, glaubte das Rätsel durch ein Schreiberversehen lösen zu können, denn Silva Marciana schien ihm gleich Harzwald, Silva Hercynia, zu sein. Auch hier sollte erst das 18. Jahrhundert wieder den Anstoß zu der Erforschung des Namens bieten. Am Anfang steht der Name des gelehrten Abtes von St. Blasien, Martin Gerbert, der Silva Marciana in Verbindung mit den Markomannen brachte, die immerhin einmal ein halbes Jahrhundert am Schwarzwald sesshaft waren. Doch Wilhelm Grimm lehnte diese Gleichsetzung ab. Seither sucht man den Namen Marciana aus einem

gallogermanischen Namensgebilde *Marca abzuleiten*, das soviel wie Grenzwald heißt.

Der Name Schwarzwald, wie wir ihn im Gebrauch haben, ist erstmals für das Jahr 868 bezeugt (dort als *Silva nigra*, schwarzer Wald). Gehen wir einmal davon aus, daß die Römer einen einheitlichen Namen für den ganzen Schwarzwald hatten, so ergäbe sich analog dazu die Ausbreitung dieses Namens Schwarzwald auf das ganze Waldgebirge vom Nordsaum zwischen Karlsruhe und Pforzheim bis zum Hochrhein. Es ist uns vielleicht aufgefallen, wie wenig gerade der Norden des Schwarzwaldes als Quellenbeleg aufscheint. Er ist bisher eigentlich nur bei den Funden der Abnoba-Steine in Pforzheim und Mühlburg bei Karlsruhe genannt worden. Wir müssen uns daher besonders dafür interessieren, wann dieser Name Schwarzwald hier erstmals genannt wird.

Leider ist diese Festlegung gar nicht so einfach. Wir haben für den badischen Teil unseres Landes das „Topographische Wörterbuch des Großherzogtums Baden“ von Albert Krieger, wo wir im 2. Band unter dem Stichwort Schwarzwald alle badischen Quellen finden. Folgen wir dessen kurzer Zusammenstellung, so sehen wir ein Vorherrschen klösterlicher Quellen. So wird in den Jahren 1025 und 1030 in St. Blasien dieser Begriff Schwarzwald belegt, 1112 auch in St. Peter. Für das Kloster Allerheiligen unterhalb des Schliffkopfes bietet das Jahr 1095 das früheste Vorkommen. Weitere bei Krieger genannte Urkunden stammen alle aus dem Südschwarzwald.

Für den württembergischen Teil des Schwarzwaldes fehlt bislang ein solches Verzeichnis. Es ist sehr mühsam, anhand der 11 Bände des „Württembergischen Urkundenbuches“ eine Liste der Vorkommen des Namens Schwarzwald zusammenzusuchen. Der früheste Beleg für den württembergischen Teil ergibt sich im Jahre 1082, als die Hirsauer Mönche das Priorat Klosterreichenbach im Murgtal gründeten. Hier wird der Klosterort „in nigra silva“, im Schwarzwald, genannt.

Die Gründer von Klosterreichenbach waren die Hirsauer Mönche. Sie waren erst seit 17 Jahren im Mutterkloster Hirsau ansässig; vorher hatte es nicht bestanden. Die Mönche, die im Jahre 1065 in Hirsau eingezogen waren, stammten aus Einsiedeln, dem nächst St. Gallen bekanntesten und größten Kloster der Schweiz. Ich möchte nun annehmen, daß die Mönche aus Einsiedeln den Namen des Schwarzwaldes, der ihnen aus dem Studium der Urkunden

geläufig war, nach Hirsau überführten. Wir müssen uns von der Vorstellung freihalten, die Menschen, die damals im 11. Jahrhundert am Rande des Schwarzwaldes saßen, hätten diesen Gebirgsnamen benutzt. Wenn sie von dem Gebirge sprachen, dann nannten sie es nicht Schwarzwald, sondern, wie einzelne Urkunden, chronikalische Notizen und andere geschichtliche Belege zeigen, die „hohen Wälder“. Der Name Schwarzwald war Kloster-Erfundung, und in den Klöstern, wo die Tradition gehütet wurde, hat man diesen Namen weitergeführt. Wenn so im Klosterreichenbacher Schenkungsbuch der Name Schwarzwald auftaucht, so ist das im Rahmen der offiziellen Klostersprache der adäquate Ausdruck für das Waldgebirge. Das Volk, die Menschen am und im Schwarzwald, haben davon wohl wenig mitbekommen.

73 Jahre nach der Gründung von Klosterreichenbach, im Jahre 1155, stellte Kaiser Friedrich Barbarossa dem größten deutschen Bistum Konstanz eine Urkunde aus, die die Grenzen dieser Diözese genau fixiert. In dieser Urkunde wird der Schwarzwald zweimal genannt: zuerst unbestimmt im Süden, wenn von dem sich zum Hochrhein hinabziehenden Schwarzwald die Rede ist, dann im Breisgau etwas genauer: beim Fluß Bleichach. Dieser Fluß Bleichach heißt heute Bleiche. Er fließt in westlich führender Richtung vom sog. Freiamt an Herbolzheim vorbei zum Rhein. Sonst ist in dieser Urkunde von vielen Orten und Flüssen des Waldgebirges die Rede, aber nie mehr mit dem Zusatz Schwarzwald. Hier also wird der Name nur auf den Südschwarzwald angewendet, von wo er auch seinen Ausgang genommen hat.

Fragen wir, wann der Name ins allgemeine Bewußtsein des Volkes gedrungen ist, dann können wir mit der Gründung des Klosters Kniebis vor 700 Jahren einen genaueren Anhaltspunkt finden. Im Jahre 1277 heißt es in einer Urkunde des Klosters Kniebis „uf dem walde“. Damit haben wir in der deutschen Sprache einen zweiten Namen für das Gebirge, der nun mehr nach Volksgebrauch klingt. „Uf dem Walde“ lag der Kniebis, nicht im Schwarzwald. Das ist ein Unterschied, der deutlich das Eindringen einer volkstümlichen Bezeichnung markiert. Von hier an, d. h. etwa vom letzten Drittel des 13. Jahrhunderts an, dürfen wir damit rechnen, daß zwei Namen nun mehr im Gebrauch stehen: Schwarzwald, der „amtliche“ und der Wald ohne Zusatz als der volkstümliche Name. So ist es bis heute vielfach geblieben.

Einblick in die vor 140 Jahren erstmals erschienene Reutlinger Zeitung

Von Hermann Mall

Es ist schon ein altes Herkommen, daß die beiden Nachbarstädte Reutlingen und Tübingen manchmal nicht gut aufeinander zu sprechen sind. Die entsprechenden Witze berichten über solche geheime Fehden. Um so verwunderlicher ist es, daß beide Städte anfangs der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine gemeinsame Zeitung herausgegeben haben. Als Kopf trug sie die Überschrift

„Wochenblatt der Kreisstadt Reutlingen und der Universitätsstadt Tübingen, alle 8 Tage erscheinend, gedruckt bei Johannes Grötzinger.“

Im Reutlinger Archiv und in der Stadtbibliothek steht glücklicherweise noch eine ziemliche Anzahl eingebundener Jahrgänge. Es sind nette kleine Büchlein (19,5 : 22,5 cm), die man genüßlich und mit stillem Lächeln durchblättern kann, denn der Inhalt der sechs, manchmal noch mehr Seiten umfassenden Zeitungsnummer gewährt dem Leser einen ausgezeichneten Einblick in das Leben und Treiben der Menschen, die vor mehr als 100 Jahren in Reutlingen wohnten. Reutlingen pflanzte damals noch viel Wein. Deshalb lag es nahe, daß die „Wengerter“ in der Wochenzeitung ihren Wein zum Verkauf ausgeschrieben oder ihren Besenwirtschaftsbetrieb anpriesen. Und weil es ein alter schwäbischer Brauch ist, daß man zum neuen Wein Zwiebelkuchen genießt, so ist es verständlich, daß im Herbst die Wirsche und Bäcker in der genannten Zeitung zum Zwiebel- und Krautkuchen eingeladen. Unsere Zeit hat ja diesen Brauch übernommen. Und weil in die Zwiebelkuchenzeit auch die Schlachttage fallen, so gehört es sich, daß Metzelsuppenfeste ausgeschrieben wurden.

Der Museumswirt Heimberger ladet auf Mittwoch, 19. Januar 1831, mit folgendem Gedicht zur Metzelsuppe ein:

„In meiner Wirtschaft unverdrossen,
hab ich mich wiederum entschlossen,
ein gutes deutsches Schwein zu schlachten.
Und werd mit allen Kräften trachten,
die Würste so zu appretieren,
daß ich mich tat rekommendieren,
auch findet wer sich dran erbaut,
gut Kesselfleisch mit Sauerkraut.
Drum werte Gäste kehret ein,
gewiß, ihr sollt zufrieden sein.“

An Martini und um die Weihnachtszeit gab es Gansbraten. Die Gänsezucht stand in Reutlingen in hoher Blüte. Der ungedeckte Stadtbach war für diese Tiere ein sehr geschätzter Aufenthalt. Es ist nicht verwunderlich, daß im Wochenblätter allerlei Verkaufs- und Ver-

lustanzeigen kamen von Gänzen aller Art. Eine Suchanzeige vom 18. November 1836 lautete:

„Seit 18. November wird eine junge weiße Gans vermißt. Wenn solche in 2 Tagen nicht dahin gebracht wird, so wird im nächsten Wochenblatt der gegenwärtige Besitzer derselben bekannt gemacht.“

Erstaunlich ist, was die verschiedenen Kaufleute alles anzubieten hatten. Der Kaufmann J. P. Zeiler schreibt Backstein- und Schweizerkäse aus, der

„zwar schon etwas schadhaft, aber trotzdem von guter Qualität ist, das Pfund zu 8 und 10 Kreuzer.“

Ferner hat er anzubieten „Stuttgarter Stiefelwicke“ und „Potsdamer Dampfschokolade“. Dazu käme noch ein erprobtes Schweizer Kräuteröl zur Beförderung des Haarwuchses und zur Heilung von Kopfschmerzen.

Schon im Jahr 1830 benützten die Frauen allerlei Schönheitswässerchen, zum Beispiel Kölnisch Wasser der Firma Forchtenberg, welches auch als Arznei angepriesen wurde.

Dazuhin wußte der Kaufmann J. Wucherer noch „Orientalischen Räucher-Balsam“ aus den feinsten Wohlgerüchen zusammengesetzt in Fläschchen zu 27 Kreuzer anzubieten. Die Gebrauchsanweisung schlägt vor, daß man einige Tropfen davon auf den warmen Ofen oder auf ein Blech gießen soll. „Ein geräumiges Zimmer wird davon mit den angenehmsten Wohlgerüchen erfüllt.“ Aber nicht daß man glauben wollte, die Reutlinger hätten nur materielle Bedürfnisse, die vielen Zeitungsanzeigen beweisen, daß auch geistiges und musikalisches Streben vorhanden war. Die Bücherangebote zeigten vor allem Bücher religiösen Inhalts, zum Beispiel „Stunden der Andacht“, Predigtbücher, Gesangbücher für Evangelische und Katholiken. Aber auch schöne Literatur wird angeboten.

Die Eröffnung der neugegründeten Realschule im Sommerhalbjahr 1834 bringt es mit sich, daß die Buchhändler Schulbücher anbieten, besonders fremdsprachliche Werke. So wird zum Beispiel Mozins französisch Wörterbuch in 4 Bänden dem Verkauf ausgesetzt. Es wird angefragt, wer eine lateinische Chrestomathie und Bröders große lateinische Grammatik um billigen Preis zu verkaufen hat.

Der Buchhändler Stahl in Reutlingen bietet Schubarts sämtliche Gedichte an um 1 Gulden und nimmt Bestellungen entgegen. In der oberen Stadt werden einige

Mitleser zum „Schwäbischen Merkur“ gesucht. Das „Intelligenzblatt“ gibt ferner bekannt, wo Tanzveranstaltungen stattfinden (im Sommer sogar in den Wirtschaftsgärten). Tüchtige Tanzlehrer bieten sich für Tanzunterricht an, sie wissen über den Erfolg ihrer Arbeit viel Positives zu berichten.

Die Reutlinger waren in jener Zeit schon sehr musizierfreudig. Sie suchten Musikinstrumente zu kaufen oder bieten zum Verkauf an: „Eine Gitarre von einem der besten Meister in München gefertigt.“ Ein guter, noch ganz neuer Flügel ist dem Verkauf ausgesetzt. Es wird von jemand ein Klavier zu verleihen (mieten) gesucht. Ein interessanter Erwerb wird einem besonderen Liebhaber angeboten: „Die Gemeinde Holzelfingen hat eine noch brauchbare Orgel zu verkaufen und ladet die etwaigen Liebhaber auf Donnerstag, 4. November 1830, morgens 10 Uhr in die Wohnung des Schultheißen zur Aufstreichsverhandlung ein.“

Wie die „Brauchbarkeit“ dieser Orgel wohl ausgesehen hat?

Auffallend ist, wie viele Konzerte damals schon veranstaltet wurden. Dies mag vor allem damit zusammenhängen, daß Reutlingen in jener Zeit einen ausgezeichneten Musiker besaß, den Organisten der Marienkirche, Musikdirektor Dieffenbacher. Er hat sich um die Reutlinger Musikpflege sehr verdient gemacht durch viele Konzerte in der Marienkirche und in den verschiedenen Sälen der Stadt. Eine Konzertanzeige vom 25. Juli 1829 gibt uns einen Einblick in das Programm:

„Unterzeichneter wird nächsten Donnerstag, den 30. des Monats, im Saal zum Adler allhier ein Vokal- und Instrumental-Concert zu geben die Ehre haben.

Unterstützt von Tonkünstlern und Tonkünstlerinnen sowohl aus hiesiger Stadt, auch Stuttgart und Tübingen hofft er, daß alle Musikfreunde nicht unbefriedigt bleiben werden und nimmt sich daher die Freiheit, dieselben aufs Ergebendste einzuladen. Besonders gedruckte Zettel werden die Aufgabe aller vorkommenden Musikstücke enthalten. Musikdirektor Dieffenbacher.“

Um für seine Konzerte die nötigen Kräfte zu gewinnen, gründete Dieffenbacher eine private Singschule, in der junge Mädchen im Singen ausgebildet wurden. Durch eine Anzeige im Wochenblatt suchte er die nötigen Schüler zu gewinnen, so z. B. in der Ausgabe vom 30. Dezember 1826:

„Nach dem neuen Jahr nimmt der Unterzeichneter wieder Mädchen in seine Singschule auf. Er empfiehlt sich deshalb denjenigen verehrlichen Eltern, welche gründlichen Unterricht im Singen für ihre Kinder verlangen.

Musikdirektor Dieffenbacher.“

Daß er als Organist auch mit der Nachlässigkeit seiner Zeitgenossen zu kämpfen hatte, zeigt eine Bekanntmachung vom 12. Januar 1824:

„Der Unterzeichneter sieht sich, durch die so oft entstehenden Unordnungen bei den Kopulationen veranlaßt, diejenigen des verehrten Publikums, welche sich

in der hiesigen Stiftskirche kopulieren lassen, zu bitten, auch ihm jedesmal den vorhergehenden Tag die Anzeige davon zu machen, im andern Falle es ihnen selbst zuzuschreiben wäre, wenn das Orgelspiel unterlassen würde.

Musikdirektor Dieffenbacher.“

Sein Abschiedsbrief an die Bewohner Reutlingens ist ein deutlicher Beweis für das gute Einvernehmen, das zwischen dem Schreiber und den Angeschriebenen herrschte: „Im Begriffe, die mir übertragene Stelle in Ulm zu beziehen, kann ich nicht umhin, den verehrten Bewohnern Reutlingens auf diesem Wege meine herzliche Dankbarkeit zu bezeugen für die mir während meiner hiesigen Anwesenheit erwiesene Liebe. So wie ich das dankbare Andenken daran nie in meinem Gemüte werde untergehen lassen, so bitte ich auch, mir und den Meinigen die uns so schätzbare Gewogenheit auch in der Entfernung zu erhalten. Ich scheide mit den herzlichsten Segenswünschen für das Wohl vieler Einzelnen, die meinen Herzen teuer wurden und der ganzen Stadt, welcher ich meine Dienste zu leisten stets mit Freuden bemüht gewesen bin.“

Den 6. August 1830

Musikdirektor Dieffenbacher.“

Werfen wir noch einen Blick auf die beiden ersten Seiten unseres Wochenblatts. Diese sind amtlichen Erlassen vorbehalten. Es finden sich dort polizeiliche Anordnungen, die der allgemeinen Ordnung dienen, Rekrutierungslisten, Gläubigeraufrufe, Schuldenliquidationen und dergleichen. Eine Reihe wichtiger Verlautbarungen gehen vom Kirchenkonvent aus, dem damals noch die Schulen unterstellt waren. Ein Erlass vom 19. Juli 1833 lautet: „Es geschieht öfter, daß Eltern von Kindern, welche die Schule besuchen, sich während der Unterrichtsstunden in die Lehrzimmer eindringen, um die Lehrer über Behandlung ihrer Kinder zu Rede zu stellen. Dieses wird als ein grober Unfug bei nachdrücklicher Geld- oder Gefängnisstrafe gänzlich verboten. Wer einen Lehrer zu sprechen wünscht, hat außer der Schule Gelegenheit dazu zu suchen. Etwaige Beschwerden über Behandlung der Schüler durch einen Lehrer sind bei unterzeichneter Stelle anzubringen.“

Den 19. Juli 1833

Kirchenkonvent.“

Einen besonders guten Einblick in die damalige Schulordnung gewährt eine Bekanntmachung vom 22. April 1831: „Nach früheren Verordnungen hat die örtliche Schulkasse von jedem Konfirmanden 30 Kreuzer oder wenigstens das bei der Konfirmation fallende Opfer zu erheben. Diesem Gemäß hat auch die hiesige Schulkasse, deren Ausgaben bei der Menge der Schulklassen nicht unbedeutend sind, neben den gewöhnlich nur einige Gulden betragende Opfer in früheren Zeiten immer von einzelnen vermöglichen Konfirmanden solche Beträge an 30 Kreuzer erhalten. Da aber dies in den letzten Jahren mit wenigen Ausnahmen unterlassen

worden ist, so sieht man sich veranlaßt, die Eltern der Konfirmanden hieran zu erinnern, und ohne es bestimmt zur Pflicht zu machen, die Bemerkung beizufügen, daß solche Beiträge oder ein vermehrtes Opfer aufs gewissenhafteste im Interesse der hiesigen Schulen verwendet werden.
Kirchenkonvent."

Ein weiterer Erlaß betrifft rein kirchliche Angelegenheiten: „Man sieht sich veranlaßt, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß wenn der Besitzer eines Kirchenstuhls stirbt, der Kirchenstuhl, wenn er ein Manns-Ort ist, auf den ältesten hier wohnenden Sohn, und wenn es ein Frauen-Ort ist, auf die älteste hier wohnende Tochter des verstorbenen Besitzers, vermöge der über die Stühle in hiesiger Stadtkirche bestehender besonderen Statuten übergeht, ohne daß dasjenige Kind, welchem der Stuhl zufällt, schuldig ist, den übrigen Kindern oder Erben seines Vaters oder seiner Mutter etwas hinaus zu bezahlen, daher diese Kirchenstühle kein Gegenstand der Erbteilung sind.“

Den 11. April 1831

Kirchenkonvent.“

Wer etwas auf sich hielt, kaufte sich seinen Platz in der Kirche. Aus irgend einem Grund benötigte er eines Tages diesen Platz nicht mehr und schrieb ihn deshalb im Wochenblatt zum Verkauf aus. Einige dieser Angebote sollen hier aufgeführt werden. Sie bieten interessante Einblicke in die Denkungsart der verschiedenen Verkäufer. Aus den zahlreichen Beispielen nur einzelne typische:

30. Oktober 1830: Es ist ein Manns- und ein Frauenstuhl dem Verkauf ausgesetzt. Wer innerhalb 8 Tagen dem Meßner Helbling, bei dem das Nähere zu erfahren ist, das höchste Anerbieten macht, dem werde ich jenen Kirchenstuhl käuflich überlassen.

11. Juni 1831: Ein vorzüglicher Namenskirchenort, beim kleinen Kirchtürle und vier gut beschlagene Fensterrahmen sind dem Verkauf ausgesetzt, bei Ausgeber dies zu erfragen.

16. April 1825: Georg Michael Heimberger, Müller in Betzingen, hat ein Kirchenort entweder zu verkaufen oder zu verleihen im Kreuzgang das Zweite Mannort. Auch hat derselbe etliche Wagen Dung zu verkaufen. Liebhaber wenden sich an ihn selbst.

12. März 1825: Jakob Heß, Rotgerber, hat vom Chor aus rechter Hand, im 18ten Stuhl den 5. Frauenzimmer-Ort zu verkaufen.

26. August 1837: Ein Frauenzimmerstuhl vom Chor aus linker Hand, im 4ten Stuhl des 3ten Ort, ist um billigen Preis dem Verkauf ausgesetzt.
Näheres bei Martin Beck bei der Post.

Den Schluß der Zeitungsreihe zwischen Reutlingen und Tübingen verkündete die Nummer vom 23. Dezember 1837: „Wegen weiterem Erscheinen und wegen weiterer Ausdehnung, die das vom nächsten Neujahr an unter dem Titel „Reutlinger allgemeine Anzeigen“ erscheinende Wochenblatt da durch erhält, wird der Preis desselben, statt bisheriger 40 Kreuzer auf 48 Kreuzer für den halben Jahrgang angesetzt. Zugleich bemerken wir wiederholt, daß Aufkündigungen, sowie Bestellungen, je 8 Tage zuvor vor dem 1. Januar oder 1. Juli zu geschehen haben.“

Redaktion des Reutlinger Wochenblattes.“

Die St. Nazariuskirche in Hirsau

In der Gemeinde Hirsau sind die Vorarbeiten zur Durchführung einer 1200-Jahr-Feier soeben angelaufen. Dabei mag sich da und dort die Frage erheben, ob für eine solche Feier die historische Berechtigung gegeben sei. In weiten Kreisen besteht immer noch die Annahme, die Geschichte Hirsaus beginne erst mit der Erbauung des ersten Aureliusklosters zwischen den Jahren 830 und 838.

Obwohl die Kritik lange Zeit hindurch diese erste Klostergründung am Platze als Phantasiegebilde von

Trithemius, dem Verfasser der Hirsauer Annalen, bezeichnet hat, wissen wir heute durch eingehende urkundliche und archäologische Forschungen, daß das erste Aureliuskloster bis etwa zum Jahre 1000 bestanden hatte. Es war aber klein und nach außen hin unbedeutend; ein Eigenkloster der Stifterfamilie – d. h. der Vorfahren des späteren Calwer Grafengeschlechts. Wie verhält es sich nun demgegenüber mit der genannten St. Nazariuskirche? Der Hirsauer Codex, der uns zwar nicht im Original, sondern in einer stark gekürz-

ten Abschrift aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts vorliegt, vermerkt in dem einen der dortigen zwei Gründungsberichten über die Entstehung des ersten Aureliusklosters: „Nothing, der Sohn des Grafen Erlafried, Bischof von Vercelli (Oberitalien) brachte die Gebeine des hl. Aurelius auf ein Grundstück seines Vaters, wo später Hirsau gegründet wurde und wo dieser Graf ein Jagdhaus hatte. Zuerst wurden die hl. Reliquien in einem dem hl. Märtyrer Nazarius geweihten Kirchlein, das auf dem Scheitel eines vor-springenden Hügels liegt, aufbewahrt, bis am Fuße des Hügels in würdiger Ausschmückung eine Kirche erbaut worden war, weshalb auch der Hügel bis auf diesen Tag nach dem hl. Nazarius genannt wird.“

Diese Notiz verbürgt mit Sicherheit den Bestand der Nazariuskirche schon vor dem Jahre 830. Suchen wir nun deren Entstehung zu ergründen, so kommt uns eine Stelle in Bertholds Annalen zu Hilfe (MG. SS. V. S. 281). Dort lesen wir zum Jahre 1075 bezüglich der Freigabe des Klosters durch den bisherigen Eigenherrn, Adelbert II. von Calw: „In derselben Herbstzeit wurde das Kloster Hirsaugia – schon in alter Zeit, wie man sagt, unter König Pippin – von einem gewissen Erlefried, einem sehr edlen und frommen Herrn, mit genügenden Mitteln gestiftet, das durch die Eingriffe seiner Nachkommen seit langer Zeit beraubt und in Verfall geraten, von dem Grafen Adelbert aber ... seit einiger Zeit wieder hergestellt war, unter Verleihung eines Freibriefs Gott dem Herrn ... übergeben.“

In der Annahme, daß der Annalist für seine Angabe einer Stiftung unter König Pippin eine zuverlässige Unterlage besessen hat, müssen wir daraus folgern, daß Erlafried Stifter der Nazariuskirche war. Denn diese und das genannte Jagdhaus (sonst zumeist als „Waldhaus“ – *domus saltus* – bezeichnet) waren nachweislich die einzigen Gebäude, die bei der eigentlichen Klostergründung (830–838) am Platze bereits vorhanden waren. Erlafried, der Kirchenstifter, ist auch als Spender im Lorscher Codex erwähnt. Er übergab im Jahre 769 dem dortigen Kloster eine Hube Land und einen Leibeigenen zu Gültstein bei Herrenberg (Cod. Lau-resham. Nr. 3290).

Pippin (der Kurze) war König von 752 bis zu seinem 768 erfolgtem Tode. Also wäre – lt. Berthold – die Erbauung der Nazariuskirche in diesen Zeitraum zu setzen. Wir sind jedoch in der Lage, deren Entstehungszeit noch näher zu bestimmen. Der Name des Titelheiligen dieser Kirche – St. Nazarius – weist unverkennbar auf das Kloster Lorsch a. d. Bergstraße hin. Dort ruhten seit dem Jahre 765 die Reliquien dieses Heiligen. Damit ergäbe sich für die Erbauung der Hirsauer St. Nazariuskirche der Zeitraum zwischen 765 und 768.

Durch einen glücklichen Umstand wurde in jüngerer Zeit ein bis dahin in Privatbesitz befindliches Tafelbild aus dem Jahre 1480 bekannt (heute vorhanden im Calwer Heimatmuseum). Wir sehen im Mittelpunkt

dieses Gemäldes die noch völlig erhaltene Aurelius-kirche mit ihren drei Türmen und ostwärts der Kirche den oben genannten Hügel, auf dessen Plateau das Nazariuskirchlein, zusammen mit einigen Nebengebäu- den deutlich erkennbar ist. Ein Beweis für die Richtigkeit der Angaben im Gründungsbericht des Hirsauer Codex bezüglich Bestand und Lage dieses ersten Hirsauer Gotteshauses ist damit gegeben.

Da und dort wird immer wieder die Frage erwogen: Was war der Grund, schon kurz nach der Mitte des 8. Jahrhunderts in dem damals noch unbesiedelten Teil des Nagoldtales eine Kirche zu erbauen? Urkundliche Nachrichten für die Lösung dieser Fragen fehlen. Eines gilt jedoch als sicher. Das genannte Kirchlein muß im Zusammenhang mit einem namhaften Kloster entstan-den sein, und dabei kann, wie oben gezeigt, nur an das Kloster Lorsch a. d. Bergstraße gedacht werden. Wir stimmen hier G. Bossert (Die Urpfarreien in Württbg. – Bl. f. W. K. G. 1887 Nr. 11, S. 82) zu, wenn er diese „Lorscher Stiftung“ als einen „Missionsposten“ bezeich-net. Diese Bestimmung gilt jedoch nur für die Frühzeit des Kirchleins. Wir haben Nachweise dafür, daß es bald zum geistlichen Mittelpunkt für die vereinzelten Siedler der Umgegend geworden ist. Für das auf der Höhe gelegene Dorf Ottenbronn bildet der Verlauf des „Kirchwes“, wie dieser im Kieserschen Forstlagerbuch von 1680 eingezeichnet ist, eine ziemlich sichere Bestäti-gung. Der Weg führte nicht bis zur Landstraße im Tale; er endigte auf dem steil nach Westen abfallenden Hügel, auf dem sich das Nazariuskirchlein einst erhob. Geklärt erscheint uns heute auch die Platzwahl, die für den Bau der Kirche getroffen worden ist. Hier stießen drei vorgeschiedliche Wege – aus Ost, Süd und West – zusammen. Unser Ort war daher in vor- und früh-geschichtlicher Zeit ein kleiner Straßenknotenpunkt.

Crusius, der in seiner „Schwäbischen Chronik“ die damals noch als glaubwürdig erachtete „Helizena-Legende“ mit der Nazariuskirche verkoppelt, berichtet über deren Ende: „Zu unserer Väter Zeiten ist noch etwas von der Kirche der Helizena gestanden, nehmlich eine nied-ere aber steinerne Hütte, so dem hl. Nazario geheiligt war, aber nachgehends Alters – halber eingefallen ist.“ Ein unrühmliches Ende der historisch bedeutsamen Nazariuskirche!

Schon im Jahre 1930 habe ich die Hirsauer Gemeinde-verwaltung gebeten, an der noch deutlich nachweis-baren Stätte des einstigen Kirchleins zumindest einen Gedenkstein zu setzen. Der Wunsch blieb unberück-sichtigt. Erst 1959, kurz vor der glanzvoll durchgeföhrt-en 900-Jahr-Feier, zum Gedenken an die Erbauung des zweiten Aureliusklosters, entschloß sich die Gemeinde-verwaltung Hirsau, dem langgehegten Wunsche zu ent-sprechen. Nun erinnert dort auf einer eigens dazu geschaffenen Anlage ein mit Inschrift versehenes Eichen-holzkreuz an die St. Nazariuskirche, als der ersten christlichen Kultstätte im unteren Nagoldtal.

Karl Greiner

Ein bisher unbekannter Brief von Max Eyth aus England

Mitgeteilt von Werner Majer

Der nachstehend abgedruckte Brief von Max Eyth vom 11. Juni 1863 aus Leeds ist an den Großvater des Einsenders gerichtet, an Dr. Ludwig Majer, der damals Repetent am Ev.-theol. Seminar Schöntal war und später als Rektor am Gymnasium in Tübingen wirkte. Majer hatte drei Gedichte von Eyth vertont und ihm diese Kompositionen übersandt. Der Brief, in dem Eyth sich dafür bedankt, kennzeichnet die prekäre wirtschaftliche Situation und die niedergedrückte Stimmung des Schreibers. Der am Schluß erwähnte „College Binder“ war gleichzeitig mit Majer Repetent in Schöntal und später Rektor des Realgymnasiums in Ulm.

Heute bin ich wieder in Leeds, indem ein ähnliches großes Unternehmen in Algier vielleicht meine indischen Hoffnungen zu Wasser macht. Sie blasen mir die Seele aus dem Leib, obgleich ich eine Eselsgeduld heuchle. Aber wenn's noch lange so fort geht, geht's nimmer lang so fort. Bitte, dies meinen Leuten mitzutheilen.

Wie ruhig, wie sicher, wie gut Ihr's dagegen habt! Da geht alles seinen geweisten Weg, friedlich, wie der Mond und Ihr könnt's ausrechnen, mit astronomischer Bestimmtheit, um wieviel Uhr am so und sovielten September 1864 Ihr in Ohringen in den Eisenbahnwagen einsteigen werdet, um Eure Vakanzreise anzu treten. Wer giebt mir Vacanz? Wer sagt mir, wo ich morgen mein Haupt niederlege. Und doch!

Mit freundlichen Grüßen an den Herrn Collegen Binder und mit den herzlichsten Glückwünschen „of the season“ wie sie hier sagen für Dich

Dein

Eyth

11. Juni 63

Smith cottage Blackbullet
Hunslet Leeds

Mein lieber Freund Majer!

Wenn das eherne Geschick etwas sanfter mit mir umgienge hättest Du schon längst einen gerührten Brief auf Deine freundliche Zusendung in Händen, für die ich Dir jetzt meinen herzlichsten Dank ausspreche. Ich brauche Dir wohl kaum zu sagen, daß und wie sehr sie mich gefreut hat, so ferne mir auch in meiner augenblicklichen Sphäre die schönen Künste und alle damit zusammenhängenden Herzensbewegungen liegen. Aber ich bin ein zu guter Deutscher, um nicht die alten Klänge zu verstehen, wann und wo sie mich finden.

Das Lied der Hildegard trifft den Nagel auf den Kopf – ganz die süße, wehmüthige Einsamkeit, die ewig lächerlich bleibt wenn man sie in Worte faßt und immer er greifend ist in Tönen; das Ave Maria klingt recht herzlich, recht deutsch katholisch, und „daß mein Liebes“ ist so kräftig und energisch, als man's nur wünschen kann, vielleicht nur zu sehr. Es war mir nicht halb so ernst bei dem Gedicht, als Dir bei dem Lied.

Nebenbei: Ich machte es in Geislingen.

Thu mir den einzigen Gefallen, lieber Majer, und nimm mir nichts übel. Hättest Du anderen Leuten componiert, hätte ich anders kritisiert – ernsthafter und bescheidener. Aber Undank ist der Welt Lohn und was kann ich Dir für die Freundlichkeit bieten, mit der Du Dich in meine schlechten Verse einarbeitest als schlechtere Witze.

Vorgestern war ich in London auf dem Weg nach Indien und erwartete mit Bangen und einem entsprechend gepackten Koffer ein Telegramm, das mich, selbst ohne Schöntal gesehen zu haben, nach Egypten spezieren sollte. Die ganze Welt schreit nach Baumwolle.

Mozart und das welsche Tanzliedchen aus Schwaben

Als sich um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert die aus den Westalpen Piemonts stammenden waldensischen Religionsflüchtlinge in Württemberg in eigenen Kolonien niederließen, brachten sie aus ihren Heimatländern nicht nur ihre Mundart, einen provenzalischen Alpendialekt, mit, sondern auch ihr spezifisches Brauchtum. Zu diesem gehörten provenzalische, französische und vielleicht auch piemontesische Volkslieder. Aus dem Bericht des waldensischen Historikers Alexis Muston, des Verfassers einer bekannten Geschichte der Waldenser, wissen wir, daß bei den waldensischen Kolonisten das Liedgut der Vorfahren eine Zeitlang noch gepflegt wurde. Muston besuchte in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Waldenserorte Württembergs und Hessens und trat bei dieser Gelegenheit auch mit Jean Henry Perrot, dem letzten Waldenserschulmeister von Neuhengstett bei Calw, in Verbindung. Auf einer seiner Erkundungsfahrten traf er eine fast Hundertjährige, die sich noch an die Anfangszeit der waldensischen Niederlassung erinnern konnte. Sie

berichtete ihm, die von tausend Nöten bedrängten Kolonisten seien in Tränen ausgebrochen, wenn sie die Lieder der alten Heimat singen hörten. Dieses Liedgut paßte aber allmählich nicht mehr in die neue, so ganz andersgeartete Umgebung und dürfte daher in der zweiten oder dritten Generation in Vergessenheit geraten sein.

Indes scheinen sich ein paar welsche Kinderliedchen bis ins 19. Jahrhundert erhalten zu haben. Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Romanist Alban Rößger die Mundarten von Neuhengstett und Pinache-Serres (Kreis Vaihingen) aufzeichnete, konnte man sich dort noch an die Texte einiger Kinderliedchen erinnern, die dazugehörigen Melodien waren allerdings längst vergessen. Eines dieser Liedchen – es stammt aus Neuhengstett und ist in einer Variante auch aus Serres überliefert – lautet in deutscher Übersetzung:

„Margarete, roter Peter.
Wieviel hundert habt Ihr als Liebste?
„Fünf im Weinberg, sechs auf der Wiese,
Sieben im Kriege als Soldaten.“

Da der Text des Liedes alles andere als kindgemäß ist, liegt es auf der Hand, daß hier ursprünglich kein Kinderlied vorliegen konnte. Es handelt sich vielmehr um ein altes Tanzlied, das in den Waldensertälern Piemonts bis in unsere Zeit gesungen wurde. Der provenzalische Text lautet in deutscher Übersetzung:

„Margarethen mit den roten Schuhen,
Wie viele Verehrer habt Ihr?
„Fünf im Weinberg, fünf auf den Wiesen,
Fünf im Kriege, fünf im Kriege,
Fünf im Weinberg, fünf auf den Wiesen,
Fünf im Kriege als Soldaten.“

Derartige einstrophige Tanzlieder verdanken bestimmten Bedürfnissen ihre Entstehung. Da der Gebrauch von Musikinstrumenten in den Waldensertälern wenig bekannt war, sahen sich die Tanzlustigen gezwungen, die Tanzmusik aus eigenen Kräften zu bestreiten. Das geschah, indem man den Bourre, Giguen usw. Texte unterlegte und sie auf diese Weise sangbar machte. Den Verfassern solcher Reime kam es dabei weniger auf Gehalt und textliche Gestaltung als auf Singbarkeit an. Bei der Weise des zuletzt erwähnten Liedes haben wir es mit einer Courante zu tun, einem Tanz, der bis vor dem zweiten Weltkrieg noch im oberen Germanascatale getanzt wurde. Diese Weise ist in musikhistorischer Hinsicht dadurch interessant, daß sie ab Takt 5 (3. Verszeile) eine frappierende Ähnlichkeit mit Mozarts (Variationen zu) „Ah, vous dirai-je, maman“ aufweist. Eine direkte Beziehung zwischen dem Mozartschen Thema und der Courante aus den Waldensertälern läßt sich zwar nicht nachweisen, doch ist es wahrscheinlich, daß beide auf eine gemeinsame Quelle, ein französisches Lied des 17. Jahrhunderts, zurückgehen.

Ernst Hirsch

BUCHBESPRECHUNGEN

Ulm. *Das Bild der Stadt in alten Ansichten*. Von Max Schefold. Stadtopographischer Teil von Hellmut Pflüger. 1967. Anton H. Konrad Verlag, Weissenhorn. 108 Seiten Text, 111 Abbildungen, XIV Farbtafeln. Leinen 29 DM.

Nennen wir den handlichen Leinenband, der insgesamt 125 Abbildungen mit über 100 Seiten Text erläutert, ein Bilderbuch oder eine Dokumentensammlung? Beides gilt, aber beides mit Vorbehalt. Denn es ist keines der Städtebilderbücher, wie sie heute oft so gekonnt durch den Photographen auf den Markt gebracht werden. Die Betonung liegt auf „alte“ Ansichten, obwohl die letzten erst knapp 100 Jahre alt sind und einige sogar noch die Eisenbahn zeigen. Trotzdem findet man auch genügend Bilder, die dem heutigen Ulmer ohne weiteres bekannt sind, neben vielen Zeugen vergangener Baudenkmale, Straßen- und Landschaftsbilder.

Die meisten Bilder – und darauf liegt das Schwergewicht – stammen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert. Mit einer Planskizze (Abb. 23) greift die Auswahl sogar vor das Jahr 1134 zurück! Die Bildauswahl verdanken wir hauptsächlich Dr. Max Schefold, der sich in den letzten Jahren fast ausschließlich und vorzugsweise als Erforscher und Kenner alter Ansichten aus Württemberg, die er mit dem Sammelbegriff „Veduten“ benennt, betätigt hat. In seinem Werk „Alte Ansichten aus Württemberg“ – Band II, Katalog, 1959 – ist Ulm mit 660 Nachweisen vertreten. Er hat, selbst gebürtiger Ulmer, schon 1924 nach einer Ausstellung „Das Ulmer Stadtbild“ unter der Ulmer Museumsdirektion von Prof. Dr. Julius Baum den damals erschienenen ersten Katalog von Ulmer Ansichten und Plänen bearbeitet. Seine Forschungen ergeben, daß Ulm neben Köln und Nürnberg eine der am meisten abkonterfeiten Städte Deutschlands ist und ein Bildmaterial von überraschender Breite und Vielfalt besitzt, während sonst häufig nur graphische Bilddokumente vorliegen. Jede Darstellung aus früherer Zeit, die nur einigermaßen die Wirklichkeit nachvollzieht, wird ja für die Nachwelt zum Dokument. Dies gilt aber betont, wenn das Bild von einem so gründlichen Kenner der Ortslichkeit und ihrer Geschichte erläutert wird, wie es der stadttopographische Teil von Hellmut Pflüger unternimmt. Schon die erste Abbildung aus Schedels Weltchronik von 1493 erweist sich bei solcher Betrachtung als geschichtliche Urkunde von beachtlichem Wert, wobei dann Bild für Bild an den gewonnenen Erkenntnissen weiter gebaut werden kann. Eine Skizze von 1560, welche „zur Verbesserung der Ulmer Befestigung“ von dem Niederländer Johann del Monte und seinen militärischen und baulichen Mitarbeitern ausgearbeitet wurde (Tafel III), ist allein in mehr als eineinhalb Seiten historisch ausgewertet.

Schefold leitet den Text mit einer Einführung ein (Seite 9–48), in welcher er nachweist, daß das Bild von Ulm und seinem Münster wohl schon auf Darstellungen am Ende des 14. Jahrhunderts in Straßburg (Abb. 3), Wernigerode (Abb. 4) und im Pfullendorfer Altar (Abb. 7) auftritt. Ganz sicher belegt ist es in Italien um 1580 (Abb. 20) und in einer Wandmalerei in Mantua (Abb. 21). Auf diesen ältesten Teilansichten spielt neben Befestigungsring, Turm und Tor fast immer das Münster die Hauptrolle. Selbstverständlich gilt das für alle Gesamtdarstellungen, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert die „Topographien“ und „Kosmographien“ und 1570 die „warhaftige Abconterfeyung“ des Georg Rieder (Abb. 17) oder die „Contrafacturen“ des Jonathan Sau-

ter 1603 (Abb. 26 und 27) zeigen. Diese Kupferstiche bringt das Werk in doppelseitigen Falzblättern von beachtlicher Ausführlichkeit. Schefold erläutert eingehend, welche Bedeutung hierbei neben den auswärts tätigen Verfassern von Städtewerken insbesondere der Arbeit des Ulmer Rechenmeisters und Modisten Jonathan Sauter zukommt, der seit 1588 als Hofregister und Hofarchivar aus Stuttgart tätig war.

Neben die Längsansichten von entfernten Punkten in der Landschaft treten früh auch Gesamtbilder aus der Vogelschau auf den Plan, so Abb. 25, ein Prospekt der „in der Cantzley gehangen“ von etwa 1597, von dem in vergrößertem Maßstab noch 4 Ausschnitte gezeigt sind (Abb. 28-31), so daß Pflüger Erläuterung fast Haus für Haus nennen und seine Erhaltung oder inzwischen erfolgte Veränderungen beschreiben kann.

Matthäus Merian ist mit einem seiner Vogelschaupläne aus der *Topographia Sueviae* (1643) vertreten (Abb. 40). Pflüger weist darin allerdings namentlich bezüglich der allzu optimistisch und schematisch dargestellten Befestigungswerke mehrere Verzeichnungen nach. Die Landschaft findet auf diesem Stich keine Beachtung; sie ist ja in Ulm auch nicht so ausgeprägt wie bei Städten in bergiger Lage.

Ulm hat das Glück gehabt, in den Wirrläufen der mittelalterlichen und neueren Geschichte nie mehr abgebrannt oder schwer geplündert worden zu sein, obwohl es schon in einer der frühesten Darstellungen 1552 (Abb. 12) als belagerte Festung erscheint. Nach der Schleifung der Festungswerke (Abb. 61 und 62) als Folge des unglücklichen Ausgangs der napoleonisch-österreichischen Schlachten um Ulm wurde die Stadt erneut als Bundesfestung ausgebaut (Abb. 68, um 1855 von J. Egli), so daß in ihrem Bild, namentlich aus der Entfernung gesehen, nie die Mauern, Türme und Wälle verschwinden. Erst der manchmal gedankenlose Fortschrittsglaube der Stadterweiterungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts und die Zerstörungen des Luftkrieges 1944/45 haben dieses Bild in seiner Einheitlichkeit verwischt. An Hand der getroffenen Bildauswahl wird es aber auch aus den verbliebenen Resten heute noch ablesbar und erlebbar. Im einzelnen werden die Zerstörungen der Fliegerangriffe und die dadurch verursachten Gebäudeverluste allerdings nicht behandelt. Eine Ausnahme macht das „Teutsche Haus“, das, in Fassade und Grundriß vom Ordensbaumeister Franz Keller um das Jahr 1718/19 entworfen, als Abb. 49 und 50 gezeigt wird. Noch um 1810 war der Barockbau durch kleinere Gebäude und den nahen Bachlauf beeinflusst, kam aber später in der neuen Bahnhofstraße schön zur Wirkung. In der Feststellung, daß die gut erhaltene Brandruine 1950 dem Kaufhaus Horen weichen mußte, liegt ein deutlicher und wohl nicht unberechtigter Vorwurf an die Verantwortlichen von damals.

Ein weiteres Beispiel, wie sich das Nichtmehr-vorhandene dem Kenner der Stadt als eigentlich Notwendiges und Organisches darstellt, dessen Verlust man schwer verschmerzt, sehen wir in der Barfüßer Kirche. Ein besonders reizvolles Ölbild von Neher aus dem Jahr 1829 (Tafel XI), das sich jetzt in Schloß Klingensteine befindet, zeigt sie von der Hirschgasse aus, schon nicht mehr als Kirche verwendet. Ihr Abbruch zusammen mit den als „lateinische Schule“ benutzten Klostergebäuden zwischen 1877 und 1879 hat vor dem Münsterbau die empfindliche Lücke gerissen, die heute noch bedauert werden muß, um so mehr als sich nun dort nolens-volens ein Autoparkplatz breit macht und sich damit Lärm und Luftverunreinigung bis vors Münsterportal drängen. In den 20er Jahren dieses Jahrhunderts und wieder nach den Zerstörungen des 2. Weltkriegs wurde die Frage lebhaft diskutiert, ob der Platz vor dem Westturm nicht

doch wieder baulich gegen Süden vom Verkehr abgeschlossen werden sollte. Könnte man ihn nicht heute noch im Rahmen größerer Verkehrs- und Stadtsanierungen ganz dem Fußgänger zurückgewinnen? Am schönsten ist er unzweifelhaft, wenn ihm Marktleben erfüllt und festlicher Aufzug der Kirchenbesucher wie in der Radierung von Jonas Arnold 1666 (Abb. 39).

Solches Leben in der Reichsstadt springt uns aus vielen anderen Abbildungen entgegen, die hier nicht einzeln genannt werden können: der Schwörakt vor dem Schwörhaus, ein Truppenaufmarsch am nördlichen Münsterplatz, Sitzung und Truppenparade des Schwäbischen Kreises sowie zwei prunkvolle Schlittenfahrten in und vor der Stadt; nicht zu vergessen der Kupferstich eines Fischerstechens von 1832 mit dem damals noch recht bescheidenen, unter Bäumen versteckten Neu-Ulm als Hintergrund. Die Werbung von Truppen und ihre Einschiffung „gegen den Erbfeind in Hungaren 1684“ zeigt die Bedeutung des Flusses für die Stadt (Abb. 46). Aber auch andere Begegnisse privater Natur geben Anlaß zu oft sehr ausführlichen und aufschlußreichen Ortsbildern, so die Errettung von Kindern aus dem Fluß und das Billardspiel in einem Café-Saal. Schließlich folgen Einzelstraßenbilder, Gasthofempfehlungen in mehreren Sprachen, Reisepaß und Gesellenbrief und immer wieder Türe, Tore, Wälle, Gassen und die reizvollen Partien an den Stadtbächen. Die mehr malerischen Ansichten eines Eduard Mauch und seines Bruders Eberhard sowie von Johannes Hans und Maulbetsch führen schon in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Auch einige Ausländer sind unter den Stechern und Skizzisten dieser Zeit vertreten. William Turner, der berühmte Engländer, wird von Schefold allerdings nur erwähnt, ohne daß Proben von seinen offenbar recht aufschlußreichen Studien gegeben werden.

Der Verlag hat sich gerade auch mit der Reproduktion der manchmal nur ganz dünn andeutenden Bleistiftzeichnungen, welche wohl meist als Vorstudien für Stahlstich und Lithographie an Ort und Stelle gemacht wurden, viel Mühe gegeben und das Werk in jeder Weise gut ausgestattet. Besonders in die Augen stehend und gekonnt sind die Bilder des berühmten Münchener Lithographen Domenico Quaglio (1786-1857), von dem auf ganzseitigen Blättern das Rathaus (Abb. 73), das Münster von Süden (Abb. 77 und 81) und eine Innenansicht des Münsters (Abb. 82) gebracht werden. In der Biedermeierzeit wächst sichtlich das Interesse für die Umgebung, in welcher der Stadtbürger sich erholt: Wilhelmsburg, Friedrichsau und Michelsberg mit der Heinrichsburg rücken ins Bild und Bewußtsein der Stadt und ihrer Bildchronisten.

Zum Abschluß finden wir im Buch einige Ansichten aus der Umgebung Ulms mit Städten und Klöstern teilweise aus altem Reichsstadtgebiet, aber auch auf das unmittelbar angrenzende bayerische Land übergreifend. Besonders schön und genau zum Beispiel Geislingen nach einem Ölbild von 1645 (Abb. 101) und Schloß und Markt Oberkirchberg aus Hans Jakob Fuggers „Österreichischen Ehrenwerk“ 1555 (Abb. 103).

In vielen Fußnoten weisen sowohl Schefold als Pflüger die Fundorte ihrer Bilder und Angaben nach, womit das Buch vollends fast zum wissenschaftlichen Nachschlagewerk wird. Leider vermisst man in der Einführung von Schefold Zahlenhinweise auf die im Text erwähnten Abbildungen. Vielleicht läßt sich dies in einer Neuauflage nachholen, es wäre für den mit der Materie weniger vertrauten Leser eine ganz wesentliche Hilfe. Ein Werk von einer solchen Fülle an Material könnte zudem viel an Benutzbarkeit für die verschiedensten Zwecke gewinnen, wenn ihm außer dem Sach- und Orts-Verzeichnis auch ein Künstlerverzeichnis beigege-

ben würde. Doch erkennen wir noch einmal mit Dank das große Verdienst der Verfasser und des Verlages an. Man wird das Buch auch bei genauem Studium nicht so rasch ausschöpfen und es wird alteingesessenen Ulmern gleicherweise Neues zeigen können, wie denen, die mit dieser Stadt und ihrem Bild noch nicht so lange vertraut sind. Es bedeutet schon etwas, daß über die Jahrhunderte hin diese Stadt ihr Bild in wesentlichen Zügen bewahren konnte und daß sich heute zwei solche Experten fanden, uns zu ihm hin und noch tiefer in seine Geheimnisse hineinzuführen!

W. Kittel

Reisebilder aus Italien. Berichte und Erlebnisse schwäbischer Italienfahrer aus drei Jahrhunderten. Gesammelt und erläutert von Dorothea Kuhn. 116 Seiten, zahlreiche (z. T. farbige) Abbildungen. DM 34,-. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.

Altbekannt ist die Tatsache, daß es die Schwaben immer mächtig nach dem Süden gezogen hat. Frau Dr. Kuhn, Mitarbeiterin am Schiller-Nationalmuseum in Marbach, hat sich der reizvollen Aufgabe unterzogen, Erlebnisberichte schwäbischer Italienfahrer vom Ende des 16. bis zur 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammenzutragen – und sie hat ihre Aufgabe meisterhaft gelöst. Es ist ein prachtvolles Werk entstanden, in dem Originalaufzeichnungen der Reisenden sich mit verbindenden Texten der Herausgeberin und mit zeitgenössischen Stichen und Bildern harmonisch vereinen. Einer der ersten Berichte über Italienreisen in deutscher Sprache ist das Reisetagebuch des Samuel Kiechel von Kiechelsberg aus Ulm, der im Rahmen einer vierjährigen Weltreise, die ihn über England, Skandinavien und Russland bis nach Ägypten führte, 1586/87 Italien bis Malta bereist hat. Seine Schilderungen von Sehenswürdigkeiten, von Land und Leuten sind um so lebendiger, als er frisch von der Leber weg in Ulmer Mundart erzählt, ohne sich an Vorbilder zu halten, die es in nicht geringer Zahl gab, die ihm aber unzugänglich waren, weil er sie – in Latein – nicht lesen konnte. Wiedergegeben sind in dem vorliegenden Band seine Eindrücke von Venedig, Rom, Neapel, Messina und Florenz. 1599/1600 ist Herzog Friedrich I. von Württemberg mit 8 Bediensteten durch Italien gereist; in seiner Begleitung befand sich der Baumeister Heinrich Schickhardt, der den Auftrag hatte, Reisetagebuch zu führen. Die „Beschreibung einer Raß...“ ist 1602 im Druck erschienen und enthält eine Fülle trefflicher Beobachtungen; es lag nahe, daß Schickhardts Interesse in erster Linie den großartigen Bauwerken galt, aber auch technische Einrichtungen hat er beschrieben und vielfach durch Zeichnungen erläutert, z. B. Mühlen, Brunnen, Fähren, Schleusen, Fortifikationen, Kriegsgerät u. a. Aus der Feder des Ulmer Stadtbaumeisters Johann Furttenbach, der sich 1606–1615 in Italien aufhielt, stammt das „Neue Itinerarium Italiae...“, das 1627 in Ulm gedruckt wurde. Amüsante Proben seiner Beschreibungen gelten Pisa mit seinem schiefen Turm, Bologna, Florenz und Venedig. Von Martin Zeiller (1640) ist eine besonders anschauliche Schilderung der Hafenstadt Genua und seiner Bewohner abgedruckt. Für das 17. Jahrhundert stehen noch der Augsburger Maler Johann Heinrich Schönfeld und Prinz Karl Maximilian von Württemberg, während der Biberacher Gemmenschneider Lorenz Natter in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Übergang zum Klassizismus bildet. Eine zweite große Reisewelle setzt in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts von Stuttgart aus ein; es sind hauptsächlich Künstler, die mit Stipendien des Herzogs Carl Eugen zu Studienzwecken nach Italien reisten. Carl Eugen hatte 1753 mit

seiner Gemahlin Friederike eine Italienreise unternommen, von der er reiche Eindrücke mitbrachte, die ihren sichtbaren Niederschlag im Hohenheimer Park durch Bauten nach römischen Vorbildern fanden. Wir lesen interessante Zeugnisse von Guibal, Harper, Schlözer, Dannecker und Scheffauer, Hetsch, Thouret, Joseph Anton Koch. Als Sekretär der französischen Gesandtschaft in Neapel weilt der geborene Schorndorfer Karl Friedrich Reinhard 1793 in Italien und berichtete seinen schwäbischen Freunden in Briefen über seine Erlebnisse. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts treffen wir schwäbische Künstler und Kunstreunde in dem gastfreien Hause Wilhelm von Humboldts in Rom. Die Maler Gottlieb Schick und Joh. Friedr. Dieterich, die Schriftsteller Matthijs, Waiblinger, Louis Mayer, Wolfgang Menzel, Friedrich Theodor Vischer, der Diplomat Friedrich Kölle und Herzogin Henriette von Württemberg kommen mit interessanten Aufzeichnungen zu Wort. Den Reigen beschließen Proben aus den 1870 erschienenen „Bildern aus Italien“ des Forschers und Poeten Eduard Paulus. – „Weltmännische Bildung und Sachkunde des Barock, die klassische Annäherung an die Antike, eine Vertiefung des Gefühls für die Natur und Sättigung des historischen Bewußtseins haben die Italienfahrer gewonnen; Freude und Belehrung, freies Dasein und Bildung der Persönlichkeit. Sie haben ihre Erlebnisse und Eindrücke in Wort und Bild festgehalten und haben uns damit die Möglichkeit gegeben, an der Betrachtung, Bewunderung und Aneignung Italiens teilzunehmen.“

O. Rühle

Peter Lahnstein, Württemberg anno dazumal. Streifzüge in die Vergangenheit. Stuttgart, Franckh 1964. 214 S. 65 Bildtafeln. Leinen 34,- DM, Leder 58,- DM.

Daß die Bücher Lahnsteins zur württembergischen Kultur- und Geistesgeschichte sich seit Jahren wachsender Beliebtheit erfreuen, ist kein Wunder. Verfügt doch der Verfasser über eine heutzutage selten gewordene Kombination von eindringender Sachkenntnis und umfassender Belesenheit, von selbständiger Urteil und eleganter Feder. So hat auch das hier mit einiger Verzögerung anzuzeigende Werk unter Fachhistorikern wie Liebhabern bereits einen dankbaren Leserkreis gefunden. Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Im ersten, „Historie“ überschriebenen, läßt Lahnstein einem Überblick über Südwestdeutschland am Abend des alten Reiches feingeschliffene Essays über die geschichtlichen Bestandteile des späteren Königreichs Württemberg folgen; mit sicherem Blick für die Individualität historisch gewachsener Gebilde werden hier Altwürttemberg, die Reichsstädte, Schwäbisch Österreich, Hohenlohe und andere Reichsstände in ihrer Eigenart gezeichnet. Der sich anschließende Abriß der Staatsgründung König Friedrichs ist so etwas wie ein Kabinettstück; die geschichtliche Notwendigkeit dieser „Revolution von oben“ ist auf wenigen Seiten selten so überzeugend dargelegt worden, ohne daß deshalb ihre brutalen Züge und das ganze Kulturbanausentum jenes absolutistischen Intermezzos verharmlost würden.

In seinem eigentlichen Element zeigt sich Lahnstein vollends im zweiten Teil des Buches: „Landschaft und Geist“. Noch einmal wird der Leser durch eine Reihe einzelner Landesteile geführt, die nunmehr nicht historisch, sondern geographisch abgegrenzt sind: der Neckar und die Mitte des Landes, der Schwarzwald, die Alb, das Oberland, das Frankenland. In der meisterhaft gehandhabten Form der kulturgeschichtlichen Miniatur, die manches nur eben behutsam andeutet, wird die Wesens- und Geistesart der verschiedenen Landschaften

überraschend deutlich. Ein amüsantes kleines Kapitel über Bäder anno dazumal macht den Anteil der einstigen „Badenfahrten“ am Durchbruch des neuen Naturgefühls im 18. Jahrhundert verständlich. Eingewoben in die Darstellung werden Gedichte, Prosastücke und Briefe bekannter Vertreter des schwäbisch-fränkischen Parnasses, wobei immer wieder das Gespür des Verfassers für das Detail fasziniert, auch für das seltsame und anekdotische, soweit es bezeichnend und zumal geschichtlich aussagekräftig ist. Selbst der kundige Leser wird hier noch seine Entdeckungen machen, obwohl es erklärtermaßen nicht in der Absicht des Buches liegt, unbekannte Quellen zu erschließen. Großenteils unbekannt oder doch bisher unveröffentlicht sind freilich die zahlreichen, meist farbigen Bildtafeln; ihre Originalvorlagen stammen zur Hauptsache aus der Sammlung Winter des Ludwigsburger Heimatmuseums. Die Bilder, im wesentlichen aus dem Zeitraum 1750–1850 herrührend und vom Verfasser, soweit es geboten war, treffsicher erläutert, ergänzen den Text aufs glücklichste. Sie machen, ob es sich nun um künstlerisch hochstehende Veduten oder um Beispiele einer schlichteren Volkskunst handelt, das Werk auch zu einem repräsentativen Geschenkband. Es ist ein Buch für weite Kreise und für anspruchsvolle Liebhaber zugleich, ein Buch, das auch die wissenschaftliche Auffassung von der neueren Geschichte Württembergs bereichert hat. *W. Grube*

Deutsches Geschlechterbuch, Band 146 = Schwäbisches Geschlechterbuch, bearb. von D. Dr. Otto Beuttenmüller unter Mitwirkung von Ernst-Otto Braasch, Achter Band, Limburg an der Lahn, Verlag von C. A. Starke, 1968. XXIV und 535 S., 48,50 DM.

Für den, der in Deutschland Familienforschung betreibt, ist das „DGB“, eine Buchreihe mit rund 3700 Stammfolgen, Ähnlichkeiten und Nachkommenlisten, ein Begriff und ein unentbehrliches Hilfsmittel. Neben den sogenannten Allgemeinen Bänden gibt es landschaftliche Sonderbände, von denen für uns natürlich die schwäbischen von besonderer Bedeutung sind, obwohl sich auch in den anderen viele württembergische Familien finden. Den ersten sieben Schwabenbänden, es sind in der Gesamtreihe die Bände 34 (1931), 41 (1923), 43 (1923), 55 (1927), 71 (1930), 75 (1931) und 110 (1940), hat sich nun Band 146 als achter Band des „Schwäbischen Geschlechterbuchs“ zugesellt. Er enthält die Stammfolgen Pregizer, Boehringer, Cramer 3, Hochstetter und Mauser.

Die Pregizer, die ihrem Namen nach ja offenbar aus Bregenz stammen, erscheinen urkundlich seit 1383 mit einem Hans Pregenzer in Augsburg. Die sichere Stammfolge beginnt mit Bartholomäus, der seit 1474 als Bader in Augsburg genannt wird. Sein Sohn Lukas kam um 1525 als Kunstmaler nach Tübingen. Von dessen beiden Söhnen, die Pfarrer wurden, haben sich die Nachkommen des jüngeren Sohnes Johann Ulrich Pregizer, gestorben zu Kusterdingen im Jahre 1597, dessen Vornamen sich über sechs Generationen vererbt, als hervorragende Theologen und Gelehrte ausgezeichnet und sich als Geschichtsforscher namhafte Verdienste um das Land Württemberg erworben.

Aus Uhingen stammt, wie der Mannrechtsbrief vom 2. 3. 1637 ausweist, der Bäckermeister Konrad Böhringer in Kirchheim unter Teck, der dort im Jahre 1645 gestorben ist. Auch seine Nachkommen waren Bäcker, bis in der fünften Generation nach ihm Christian Fried-

rich Boehringer (1791–1867) zum kaufmännischen Unternehmertum überging, 1817 mit seinem Schwager Engelmann die Drogenhandlung „Engelmann und Boehringer“ in Stuttgart und 1859 mit seinen beiden ältesten Söhnen Christian Gottfried und Christoph Heinrich die chemische Fabrik „C. F. Boehringer und Söhne“ gründete, die 1870 nach Mannheim verlegt wurde, während der dritte Sohn Immanuel Mitbegründer (1854) der „Seidenzwirnerei und Färberei Amman und Böhringer“ in Bönnighausen war. Ausgehend vom Stuttgarter Stammhaus haben die Nachkommen in Mailand, Mexiko, Colombo (Ceylon), Patterson (USA), Muri bei Bern, Basel, Hamburg und Winnenden Produktions- und Verkaufsstätten der chemischen Industrie gegründet oder geleitet.

Die Stammfolge Cramer 3 beginnt mit dem um 1575 in Herrenhof bei Ohrdruf Kr. Gotha geborenen Hans Cramer. In der achten Generation gelangte mit dem Apotheker Max Cramer 1868 ein Zweig des Geschlechts nach Württemberg. Sein gleichnamiger Sohn, geb. Stockach 21. 2. 1859, gest. als Gymnasialprofessor i. R. zu Heilbronn am 14. 1. 1933, hat sich als einer der Altmeister der württ. Familienforschung große Verdienste erworben.

Besonders umfangreich (245 Seiten) ist die Genealogie der Hochstetter, deren gesicherter Stammvater Martin Hochstetter als Hofbesitzer 1573 in Seißen Kr. Ulm gestorben ist, wo schon hundert Jahre zuvor der erste Namensträger urkundlich genannt wird. Martins Enkel Johann Konrad, Spezialsuperintendent in Kirchheim unter Teck (+ 1661), ist durch 12 verheiratete von insgesamt 18 Kindern aus zwei Ehen der Ahnherr einer überaus zahlreichen Nachkommenschaft geworden, die schon im Jahre 1780 mehr als 400 Glieder zählte, heute in die Tausende gehen dürfte, und zu der auch der Dichter Friedrich Hölderlin gehört. Fünf von seinen sechs überlebenden Söhnen wurden ebenfalls Geistliche und vererbten diesen Beruf auf viele ihrer Nachkommen, so daß die Hochstetter mit rund 70 Theologen eines der zahlenmäßig größten Pfarrergeschlechter Württembergs und Deutschlands sind. Davon erwarben zehn die Würde eines Prälaten und waren damit zugleich Mitglieder der württembergischen Landschaft. Auch namhafte Gelehrte, so der bekannte Wiener Geograph und Geologe Ferdinand v. Hochstetter aus Esslingen (1829–1884), hohe Staatsdiener und Offiziere, erfolgreiche Kaufleute, in neuerer Zeit auch Techniker und Industrielle sind aus dem Geschlecht hervorgegangen.

Als der Dreißigjährige Krieg zu Ende ging, kam der aus Westhofen im Elsaß stammende Gabriel Mauser nach Sontheim am Neckar bei Heilbronn, wo er am 13. 9. 1648 durch Heirat Bürger wurde und wo in sieben Generationen ein großer Teil seiner Nachkommen lebte. Als Napoleon 1812 in Russland stand, wurde in die kurz zuvor in Oberndorf a. N. gegründete kgl. württ. Gewehrfabrik die sogenannte Ouvriers-Kompanie des Ludwigsburger Arsenals verlegt. In ihr diente ein Nachkomme des Gabriel, der Schuhmacher Andreas Mauser aus Sontheim, der nach Auflösung der Kompanie im Jahre 1818 in der Oberndorfer Fabrik blieb und allmählich zur Büchsenmacherei überging. Auch seine Söhne wurden Büchsenmacher, darunter Wilhelm (1834–1882), der Erfinder des Mauser-Gewehrs, und Paul (1838–1914), der nach dessen Tod die zu Weltruf gelangte Firma „Gebr. Mauser und Cie.“ leitete. Wilhelms Sohn Alfons (1872–1927) gründete ein nicht weniger bedeutendes eigenes Unternehmen, jedoch mit Erzeugnissen für den zivilen Bedarf, die Firmen der unverändert im Familienbesitz befindlichen „Mauser-Gruppe“ in Köln.

Mit diesen Stichworten kann die Fülle des im achten Band des Schwäbischen Geschlechterbuchs enthaltenen Stoffes (darunter mehrere Ahnenlisten) nur angedeutet werden. Er bietet, zumal da gerade die hier behandelten Familien in vieler Hinsicht als repräsentativ gelten können, über die Aufhellung der genealogischen Zusammenhänge hinaus die Grundlage für bevölkerungs-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen verschiedenster Art. Bearbeiter und Verlag verdienen ein volles Lob.

H.-U. v. Ruepprecht

Günter Schulz, *Geschichte der ehemaligen Königlich Württembergischen Saline Wilhelmshall bei Schwenningen am Neckar 1823-1865.* – Schriftenreihe der Gr. Kreisstadt Schwenningen a. N. 7. Band, 124 S., 22 Abb., 18 Tab., Schwenningen 1967, 11,50 DM.

Günter Schulz, *Die Geschichte des Salzwerkes Stetten bei Haigerloch.* – Arb. z. Landesk. Hohenzoll. H. 7, 70 S., 22 Abb. Sigmaringen 1967.

Im Rahmen der seit 1960 begonnenen naturwissenschaftlich-historischen Neubearbeitung der ehemaligen und bestehenden Salinen unseres Bundeslandes werden hier zwei Abhandlungen vorgelegt.

Nach dem Bohrerfolg des Großherzogtums Baden in Dürheim setzte der damalige Salinenverwalter Friedrich von Alberti den Bohrmeißel bei Schwenningen an, wurde in 170 m Tiefe fündig und ließ mit bemerkenswerter Geschwindigkeit eine große Saline erbauen. Südlich des Ortes erstanden fünf Siedehäuser mit zahlreichen Nebengebäuden. Fast gleichzeitig wurde die Saline Rottenmünster südlich von Rottweil erstellt, die schon von Anfang an der Schwestersaline überlegen war. Ein großer Nachteil für Schwenningen war, daß es auf der europäischen Wasserscheide liegt, daher war keine Wasserkraft zum Empor pumpen der Sole verfügbar, man mußte den teuren Göpelbetrieb wählen. Ferner konnte infolge dieser geographischen Lage kein Holz beigeflößt werden; ein Torfstich neben der Saline war nur ein schwacher Behelf. Die große Chance für Wilhelmshall war der Salzhandel nach der Schweiz, bei dessen Einrichtung Baden überflügelt wurde; das Nachbarland rächte sich dafür mit Verkehrsbehinderungen. Als sich die Schweiz nach der Erbohrung von Salz am Hochrhein selbst versorgen konnte, als ferner das Salzbergwerk Stetten in Hohenzollern als naher Konkurrent auftrat, wurde das Werk unwirtschaftlich und mußte geschlossen werden.

Bald nach der Übernahme Hohenzollerns in den preußischen Staatsverband wurde die Suche nach Steinsalz erfolgreich durchgeführt und die Lagerstätte ab 1857 bergmännisch abgebaut. Das Bergwerk Stetten produziert heute noch für die chemische Industrie. Zur Speisesalz-Bereitung wurde Rohsalz aufgelöst und in einer angegliederten Saline versotten; in diesem 1924 geschlossenen Produktionszweig benutzte man zeitweise Jura-Olschiefer als Feuerungsmaterial. Eine frühere Form des Kunstdüngers, die Hallerde, wurde aus einem Gemisch von Gips, Salzton und Asche bereitet; dieses wurde mit Mutterlauge aus den Salinenabgängen übersprührt.

Beide Abhandlungen beruhen auf eingehenden Archivstudien. Sie bringen eine Fülle von Tatsachen, sowohl naturwissenschaftliche Daten über das Muschelkalksalz, als auch viele technische und wirtschaftliche Einzelheiten, oft in Form zeitgenössischer Zitate. Die Schriften sind leicht lesbar infolge zahlreicher Lagepläne und Diagramme. Fast alle zeigenössischen Darstellungen der Werke sind abgebildet worden. Jeder Abhandlung sind

Erläuterungen geologischer und bergmännischer Fachausdrücke, Tabellen für alte Maße und Gewichte sowie Verzeichnisse der gesamten einschlägigen Literatur beigegeben.

Walter Carle

In der Reihe *Heimat und Arbeit* des Verlags Heimat und Wirtschaft in Aalen, über die in den Spalten unserer Zeitschrift schon mehrfach berichtet wurde, liegen drei weitere Bände vor, die sich an Reichtum des Inhalts und Güte der Ausstattung den bisher erschienenen Bänden würdig an die Seite stellen. Es sind die Beschreibungen der Kreise Mosbach (280 Seiten, 47 Bildtafeln, DM 18,80), Mergentheim (266 Seiten, 42 Bildtafeln, DM 18,80) und Schwäbisch Hall (412 Seiten, 73 Bildtafeln, DM 18,80). Der inhaltliche Aufbau ist bei den drei Bänden im wesentlichen derselbe. Erst gibt der jeweilige Landrat einen allgemeinen Überblick über sein Kreisgebiet, die Bevölkerung, Siedlungsstruktur, Wirtschaft und Verkehr usw. Dann schildert das Stadtoberhaupt der Kreisstadt die besonderen Probleme seines Wirkungsbereichs. Darauf folgen aus der Feder hervorragender Sachkenner Darstellungen der Landschaft, der Geschichte, der Kunst, der Land- und Forstwirtschaft, der gewerblichen Wirtschaft. Statistische Angaben über die einzelnen Kreisgemeinden, ihre Bewohner, ihre Nutzflächen, ihre Erwerbszweige schließen den redaktionellen Teil ab. In einem Anhang „Wirtschaft im Bild“ stellen sich die Unternehmen in den einzelnen Orten vor. Durch ausgewählte Bildbeigaben und Zeichnungen wird der Text allenthalben wirksam unterstrichen. Gemeinsam ist allen drei Kreisen, daß sie vorwiegend noch Bauernland sind und auch die Waldwirtschaft eine erhebliche Rolle spielt. Und doch zeigt jeder Kreis sein eigenes Gesicht. So ist etwa Mosbach im besonderen ein Kreis der Burgen (Hornberg, Guttenberg, Zwingenberg u. a.) und zahlreicher vor- und frühgeschichtlicher Funde von der Altsteinzeit bis zu den Römern (Kastelle in Neckarburken u. a.). Der Kreis Mergentheim ist reich an Denkmälern der hohen Kunst (Riemenschneider in Creglingen, Grünewald in Stuppach, Schlosser Weikersheim und Mergentheim u. a.); auch lebt in den einzelnen Dörfern noch mancherlei Brauchtum aus dem bäuerlichen Jahresablauf. Dasselbe gilt für Schwäbisch Hall, wo die Michaelskirche, die Comburg, Vellberg u. a. herausragen. Als Besonderheit des Bandes Schwäbisch Hall wären noch die Kurzbiographien einiger großer Söhne des Kreisgebiets (Widmann von Tann, Brenz, Schubart, Gräter, Glenk) hervorzuheben, dazu ein eigener Beitrag über die Haller Freilichtspiele. – Man wartet mit Spannung auf weitere Bände.

O. Rühle

Illustriertes Bestimmungsbuch für Wiesen- und Weidepflanzen des mitteleuropäischen Flachlandes – Teil C: Schmetterlingsblüter (Papilionatae) – Zweite Auflage 1966 – Von Dipl.-Landw. Rudolf Kiffmann, Freising-Weißenstephan – 65 Seiten, 130 Abbildungen, Kunstdruckpapier, geheftet DM 4,70 – Zu beziehen aus dem Selbstverlag des Verfassers, Dipl.-Landw. Rudolf Kiffmann, (A-8010) Graz/Stmk., Geidorfgürtel 34, Österreich. – Das vorliegende, einzeln erhältliche Bändchen ist ein Teil eines größeren, reich illustrierten und allgemein verständlich verfaßten Bestimmungswerkes für unsere Wiesen- und Weidepflanzen und dient dem Bestimmen und Kennenlernen der Schmetterlingsblüter im blühenden und nichtblühenden Zustand.

O. R.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Pfingsttage 1968 in Ochsenhausen

„Auch die diesjährige Pfingsttagung des Schwäbischen Heimatbundes in Ochsenhausen öffnete den Zugang zu Kultur, Landschaft und Geschichte Oberschwabens von einer Seite, die neue Zusammenhänge hervortreten ließ und wieder einmal die Fülle des hier geborgenen geistigen Reichtums ersichtlich machte. Die Ausschnitte jener Universalbetrachtung des schwäbisch-alemannischen Raumes südlich der Donau reihen sich bereits zu einer Ochsenhausener Tagungschronik mit neunzehn Kapiteln.“

Mit diesen Worten leitete die „Schwäbische Zeitung“ ihren Bericht über die diesjährigen Pfingsttage ein. Den Eröffnungsvortrag hatte P. Gebhard Spahr OSB (Abtei Weingarten) übernommen. Er sprach in dem seiner Bücherschätze entleerten klassizistischen Bibliothekssaal des ehemaligen Benediktinerklosters über „Klosterbibliotheken der Barockzeit im Bodenseegebiet und in Oberschwaben in geistesgeschichtlicher Sicht“. Er stellte uns dafür folgendes Excerpt zur Verfügung:

„Der Name Bibliothek besagt farblos Bücherei. Notker der Deutsche jedoch in St. Gallen übersetzte um das Jahr 1000 Bibliothek mit Buchkammer oder Buchfaß. Beides ging jedoch nicht in unseren Sprachgebrauch ein. Es ist aber interessant, daß die Fugger-Bibliothek nach dem Dreißigjährigen Krieg von Augsburg nach Wien und die St. Galler Stiftsbibliothek über Rorschach nach dem Benediktinerkloster Mehrerau in Fässern verfrachtet wurde. Ein anderer Ausdruck für Bibliothek ist in dem Wort armarium – Waffenkammer – gegeben. Es wurde vom Epheserbrief übernommen „Ergreifet das Schwert des Geistes, welches das Wort Gottes ist“. Die Bibliothek diente demnach in erster Linie der Aufbewahrung der heiligen Schriften. Der Lage nach waren die Bibliotheksräume mit dem Speisesaal verbunden, die Bücherei stellt die geistige Nahrung zur Verfügung, im Speisesaal empfängt man jedoch die körperliche Stärkung. Manche Inschriften über den Bibliothekssälen, z. B. in St. Gallen, geben diesen Gedanken anders wieder, wenn nämlich die Bibliothek mit der Krankenabteilung verbunden war, konnte man Seelenapotheke lesen, wie die Medizinen dem Körper zugute kommen, so die Bücher der Seele. Die Bibliotheksräume sehen zunächst wie Galeriekirchen aus,

an den Stirnseiten, z. B. in Wiblingen, stehen zwischen Säulenpaaren Statuen, so daß der Eindruck eines Hochaltars entsteht, die Bücher stehen in Regalen an den Wänden, was zum erstenmal in der Bibliothèque Mazarine 1647 in Paris vorkam. In der Deckenmalerei ist das ganze Wissen der Zeit mit Natur und Übernatür, Philosophie und Theologie, ein System und eine Summe geistigen Lebens dargestellt wie in den Bibliothekskatalogen, die in allen schwäbischen Klöstern, insbesondere auch in Ochsenhausen ausführlich angelegt wurden. Einen kritischen Bericht über Vorhandenes und Wünschenswertes seiner Bibliothek gibt der St. Galler Pater Johann Nepomuk Hauntinger 1784. Er sieht seine Neuanschaffungen hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt, wie dadurch die wertvollen Handschriften bearbeitet werden können. Die zahlreichen Bildungs- und Bibliotheksreisenden, wie z. B. Professor Johann Ulrich Pregitzer aus Tübingen, der französische Fürst aller Benediktinergelehrten, Jean Mabillon, P. Martin Gerbert, der spätere Fürstabt von St. Blasien, Zapf und Gercken, wie der Salzburger Baader bieten mit ihren Berichten auch einen guten Einblick in die Büchereien der Zeit. Die Bibliothekare waren überaus hilfsbereit, besonders gilt dies von dem in Ingoldingen geborenen, in Ochsenhausen erzogenen späteren Abt von St. Georgen in Villingen, Georg Geiser, der aus schwäbischen und Schweizer Klöstern viel Material, das die Bibliothekare abschrieben, nach Paris, St. Germain, an Mabillon sandte. Schwäbische Bibliothekare unterstützten 1709 und 1710 Leibniz bei der Herausgabe der Geschichte des Hauses Braunschweig und Lüneburg. Insbesondere tat sich hierin Weingarten hervor. Es stellte ihm das *Scriptum anonymi de Welfis principibus*, eine Genealagoie der Welfen und eine Anzahl Originalurkunden der alten welfischen Herzöge von Welf I bis Heinrich dem Löwen, zur Verfügung. In den einzelnen Klöstern wurde abwechslungsreiche geistige Kost benötigt, Bücher für Chorgebet, Betrachtung, geistliche private und Tisch-Lesung, Exerzitien, Predigt, Theater, Musik, Seelsorge, Wallfahrt, Bruderschaften für die Tätigkeit im Volksschul-, Gymnasial- und Hochschulunterricht, für wissenschaftliche Tätigkeit

in Geschichtsschreibung, für die Aufgaben in Architektur und Malerei. Vor allem hob lobend Nikolai die in Schussenried gebrauchten Schulbücher hervor. Man legte Wert auf das Studium der Heiligen Schrift, der Kirchenväter, Nachfolge Christi, Regel des heiligen Benedikt und vor allem der modernen westlichen wie der alten Sprachen, auch Latein, Griechisch und der orientalischen Sprachen, und beschäftigte sich auch, besonders in der Aufklärungszeit, mit dem deutschen Sprachstudium. Vor allem sandte der österreichische Beamte Franz Christoph von Scheyb viel Material, das aus altdeutschen Manuskripten Klosterbibliothekare abgeschrieben hatten, Gottsched zur Verbesserung und Förderung der deutschen Sprache. Um sie machte sich auch verdient der Neresheimer Pater und spätere Hofkaplan Herzog Karl Eugens in Stuttgart, Pater Benedikt Werkmeister, welcher ab 1773 mit dem Dichter und Sprachverbesserer Christian Felix Weiße in Leipzig schriftlich in Verbindung stand. In dieser Zeit wuchs zusehend das Interesse an der Weingartner Liederhandschrift. Im Bereich der Geschichtsschreibung taten sich Angehörige aller Klöster hervor, aber insbesondere P. Gabriel Bucelin und Gerhard Heß aus Weingarten, Arsenius Sulger und M. Ziegelbauer aus Zwiefalten; hauptsächlich waren Heß und Ziegelbauer vom Geiste Mabillons geprägt, was sich an ihrer bedächtigen Quellenscheidung, der Benutzung der Chronologie und im kritischen Vergleich einzelner Handschriften und entsprechender Literatur über verschiedene Probleme kundtut. Auf allen geistigen Gebieten schufen Angehörige der Klöster Neues dank der vorhandenen Bücher in den Bibliotheken. Die Bücherschätzungen wurden mit der Säkularisation in alle Winde zerstreut, teils sind sie noch in stattlicher Zahl in Stuttgart und Tübingen erhalten geblieben. Für sie und für die Mönche, die sie schufen und Jahrhunderte hindurch hüteten, gilt der Ausspruch eines alten Römers „Sofern uns verweigert wird, länger zu leben, wollen wir etwas zurücklassen, wodurch wir bezeugen, daß wir gelebt haben“ (Quintilian).“

Die mit starkem Beifall aufgenommenen Ausführungen bildeten den wissenschaftlichen Schwerpunkt der Veranstaltung. In künstlerischer Hinsicht führte die Ausstellung der Ulmer Künstlergilde in die moderne Welt des Menschen der Gegenwart, der sich in seinen Kunstwerken selbst darzustellen und anzuschauen sucht, wobei sich, wie billig, ein weiter Spielraum zwischen objektivem und subjektivem Formcharakter, absoluten und relativen Werten ergibt. Das Wesentliche war der starke Eindruck von der kunstpädagogischen Leistung, die das Gesamtbild vermittelte. Wenn die Ausstellung in seltener Weise ansprach – auch zu einem Verkaufserfolg wurde –, so ist dies nicht zuletzt den in sympathischer Weise einführenden Worten des Gildemeisters Architekt Dipl.-Ing. Peter Schwarz zu verdanken. Die Bemerkung, die ihm die Herzen der Anwesenden aufschloß, war wohl die, daß in der Gilde alle Altersklassen vereinigt seien,

von Fünfundzwanzig- bis Achtzigjährigen, und daß die alte Generation ihr Wissen und Können ohne Vorbehalt und mit Freude an die junge Generation weitergebe. Dementsprechend kenne man in der Gilde kein Dogma bezüglich des Malstiles. Die Ausstellung vereinigte 27 gegenständliche Arbeiten (darunter 11 figürlich gegenständliche), 20 abstrakte und 10 aus dem Grenzgebiet zwischen Gegenstand und reiner Form. Nicht weniger Verständnis fand Peter Schwarz mit seinem Hinweis darauf, daß von den 18 ausstellenden Künstlern ein Drittel ihre wirtschaftliche Existenz in einem graphischen Beruf haben, 5 im Lehrberuf, 1 als Restaurator, 1 als Ingenieur, 1 als selbständiger Unternehmer und – 1 Dame als Hebamme (und zugleich Meisterschülerin von Professor Hoffmann, Berlin). Nur drei der Ausstellenden seien freischaffende Künstler, von denen indessen genau besehen nur ein Einziger tatsächlich von seiner Kunst lebe. Peter Schwarz warnte in diesem Zusammenhang nachdrücklich vor den fragwürdigen Erscheinungen eines Künstlertums, dessen Freiheit dem Management und der Manipulation anheimzufallen droht, damit aber der Fabrikation, die dem Kommerz dient. Beziehungsvoll betonte er: „Wenn dann noch Kunstkritik, d. h. Presse und Manager zusammenarbeiten oder gar Personalunion besteht, brauchen wir uns über nichts mehr zu wundern.“ Vielleicht bestand der tiefere Grund des Kontaktes, den Peter Schwarz zu den Anwesenden fand, gerade darin, daß er die Ulmer Künstlergilde soziologisch als eine Künstlergemeinschaft mitten in der Lebensgemeinschaft des Menschen von heute nahe zu bringen verstand. Seine Ausführungen entbehrten der Hoffnungslosigkeit, die aus den meisten Darlegungen über künstlerische und wirtschaftliche Gegensätze zu sprechen pflegen. Es gab sich gut, daß anschließend Dr. Adolf Schahl am Beispiel der Künstlergilde Ulm die Fragen des Verhältnisses der Künstler zueinander, ihrer Stellung innerhalb der Gesellschaft, ihrer wirtschaftlichen Lage sowie der Begabtenauslese und des künstlerischen Nachwuchses untersuchte (vgl. dazu Vorworte der Kataloge zur Ausstellung der Künstlergilde in Reutlingen 1966 und Mannheim 1968, beziehbar über Peter Schwarz).

Im einzelnen heben wir folgendes hervor. Von dem 1886 in Ochsenhausen geborenen Gründungs- und Ehrenmitglied der Gilde, Richard Aich, sah man landschaftliche Motive, deren Behandlung auf die Zusammenhänge mit der deutschen Landschaftsmalerei des Naturalismus weist, zugleich jedoch lockernde Einflüsse des Impressionismus nicht verleugnet. Ganz aus der farbigen Impression leben die gezeigten Aquarelle von Robert Weber (geb. 1887), von denen das des Inneren der Wiblinger Kirche in seinen schwimmenden Blau-Gold-Tönen bezaberte. Albert Kneissler (geb. 1902) darf hier angeschlossen werden. Den großen Landschaftsaquarellen von Wolfgang Eichenhofer (geb. 1910) gereicht die Verwandtschaft mit reifen Schöpfungen des verstorbenen Albert Unseld, die jüngst in einer Monographie von Herbert Pée vorzüglich gewürdigt wurden, nicht zur Un-

ehre; er gleicht ihm mehr in der vom Expressionismus beeinflußten persönlichen Formauffassung, als daß er ihn nachahmte. Die nach landschaftlichen Motiven konzipierten Ölbilder von Ruth Schwarz-Ehinger (geb. 1914) führen in ihren betonten Strukturen und der helldunkel gebundenen Farbharmonik ganz in innere Räume und deren Dimensionen; in freier und neuer Weise erfüllen sie eine geistesgeschichtlich in der Romantik und ihrem Naturgefühl gegründete Bildmöglichkeit. Herbert Pfunds (geb. 1929) Blauer Abend und Gelber Abend bewegen sich in überwiegend melodisch bestimmten Farbraumstimmungen. Des weiteren zeigte die Ausstellung in erstaunlicher Weise, wie die Befreiung der Form vom imitativen Wirklichkeitsballast, bei allen deutlichen Anregungen von Nolde, Klee, Kandinsky, Picasso, Grieshaber, zu einer entwickelten persönlichen Bildsprache führen kann. Gerade hier erscheint die kunstpädagogische Bedeutung der Künstlergilde Ulm in hellstem Licht. Wir nennen die Tusche- und Pastellzeichnungen von Luitgard Berlinghaus-Arnegger (geb. 1936), die von kindhaftem Märchenzauber erfüllten Farbradierungen von Dorothee Butzer (geb. 1937), die Zeichnungen von Margit Dreyer (geb. 1922), die Kompositionen in Öl von Erni Berthe (geb. 1914), die Monotypien von Max Flügel (geb. 1943), die Linolschnitte von Helmut Gehring, die Kompositionen in Wasserfarben von Hans-Dieter Großmann, die Lithographien von Frank Hempel (geb. 1940), die Montagen von Erwin Stählin (geb. 1901), die Kompositionen in Öl von Wolfgang Steiner (geb. 1935) und die Lithographien und Zeichnungen „Aus meinem Limerick-Skizzensbuch“ von Siegfried Wagner, Arbeiten von einem hohen graphischen Reiz. Schließlich sah man noch von Hermann Tomada (geb. 1907) zwei ausgezeichnete abstrakte Metallreliefs.

Der nachmittägliche Besuch von Biberach brachte neue Höhepunkte. Zwar war Architekt Dipl.-Ing. Peter Haag, der die künstlerische und technische Oberleitung der Erneuerung der paritätischen Stadtpfarrkirche St. Martin in den Jahren 1963–1967 innegehabt hatte, am Erscheinen verhindert. Er hatte jedoch eine Ausarbeitung zur Verfügung gestellt, die in größeren Auszügen verlesen wurde. Wer die Kirche seit ihrer Erneuerung nicht mehr gesehen hatte, staunte über die wiedergeborene Schönheit des barockisierten gotischen Raumes. Das gilt vor allem für das gesicherte und gereinigte Deckenbild und die Farbigkeit des Raumes (P. Haag vermutet eine ehemalige Pfeilerbemalung, auf die jedoch, da unbewiesen, verzichtet wurde). Doch nicht von Wiederherstellungsarbeiten war im weiteren die Rede, sondern von den Aufgaben, die sich dem Architekten – über das rein Restaurative hinaus – stellten. Dazu gehörte vor allem der Einbau einer neuen Empore. Dieser brachte den Haupteingriff konstruktiver Art, die Durchbrechung der Turmwand zur Aufnahme des größten Teiles der neuen Orgel (Statiker Dipl.-Ing. Thier). Das künstlerische Problem, eine moderne Form in einen historischen Raum

zu stellen, wurde von Architekt Haag erkannt und gelöst. Dazu tragen bei: 1. die bautechnische und werkstoffgerecht einwandfreie Zweckform der Empore, wobei sich wiederum zeigt, daß sich alte und neue Form, wenn sie nur echt sind, miteinander vertragen. Hinzu kommt 2., daß sich der Einbau maßstäblich dem Raum und seinen Proportionen einfügt; da er „wie eine Art Schublade aus der Westwand“ herauskommt, wird er seitlich in Raum gebettet, von diesem getragen. Die Neugestaltung des Altarbereichs hatte den Forderungen der neuen katholischen Liturgie zu genügen, wonach der Priester hinter dem Altar zu stehen und die Messe „versus populum“ zu zelebrieren hat. Dem mußten die künstlerischen Gesichtspunkte untergeordnet werden. Die Barockisierung hatte den Chor durch ein Gitter mit einer Muttergottesfigur als katholische Kultstätte vom Langhaus, das auch in seiner Ausstattung auf den protestantischen Gottesdienst Rücksicht nahm, getrennt, wobei die perspektivische Wirkung des Gitters die Tiefeneinwirkung des Chores erhöhte und ihn zum Langhaus in ein optisches Gleichgewicht setzte. Gitter und Figur wurden nun entfernt (Gitter heute in den Öffnungen der Brandenburgischen Kapelle), wodurch der Chor flach wirkt und, wie Peter Haag es formuliert, „fast ein wenig Dorfkirchen-Charakter“ bekommt. Auch wird man sagen dürfen, daß damit das Langhaus im Grunde zu einem Anhänger an den Chor wurde und der paritätische Charakter räumlich beeinträchtigt wurde. Auch darin wird man dem Architekten zustimmen, daß der neue Altar für den reichen barocken Chorraum zu aufwendig gehalten ist. Sein Vorschlag, keinen Mittelgang anzulegen, kam nicht zur Ausführung; jedoch wurden die Pfeilerfüße vom Gestühl umgangen. Der Fußboden erhielt einen Belag von Solnhofener Platten. Hinzu kamen – um von der Erneuerung der Sakristeien und des Nonnenschopfes (neue Wendeltreppe) abzusehen – die dem neuzeitlichen Ansprüchen genügenden Einrichtungen wie Heizsystem mit elektrischer Fußbodenheizung, Bodenkonvektoren und Strahlern (mit thermostatischer Lenkung), ein unsichtbar eingebautes System von Lautsprechern, und auch die Modernisierung der alten Beichtstühle in der Candiduskapelle. Alles in allem wird man sagen dürfen, daß die bestmögliche Übereinstimmung zwischen Alt und Neu erreicht wurde, mehr als dies: daß das Alte, unter Beseitigung der Entstellungen von 1880/81, in seiner ursprünglichen Formenreinheit erweckt, das Neue ihm aber in gleicher Reinheit zugesellt wurde. Gerade darin ist der Raum ein lebendiges Zeugnis stadtKirchlicher Entwicklung. An dieser Stelle sei nachdrücklich auf die Dissertation von Otto Kramer „Kirchliche Simultanverhältnisse“, Tübingen 1968, aufmerksam gemacht, eine zuverlässige rechts geschichtliche Darstellung, die auch die Biberacher Verhältnisse eingehend behandelt (vgl. vor allem S. 145–183).

Anschließend sprach Pfarrer i. R. G. Gommel über die Glocken der Kirche, die danach vorgeführt wurden. Biberach war nahezu 500 Jahre lang Glockengießerstadt.

Die älteste Biberacher Glocke ist aus dem Jahr 1439 nachgewiesen und noch zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde in Biberach gegossen. Höhepunkt dieser Tradition waren die beiden Familien Folmer und Kisling. Nicht umsonst beriefen die Konstanzer den „Gießer aus Biberach“ zur Nachprüfung ihrer neuen, von einem berühmten Straßburger Meister gegossenen Glocken, und gaben die Stuttgarter die beiden großen Glocken für ihre Stiftskirche 1520 nicht einem Esslinger oder Heilbronner Meister, sondern Martin Kisling von Biberach in Auftrag. Während anderswo mit dem einschneidenden Wandel zur Renaissance der Glockenguß aufhörte oder neue Namen auftraten, ging die Tätigkeit der Volmer – so schrieb man jetzt – weiter, und der Stilbruch vollzog sich langsamer, nicht zum Nachteil, wie der schöne, an beste gotische Zeiten erinnernde Klang der Glocken von 1584 auf dem Turm der Martinskirche beweist. Ende des 17. Jahrhunderts tritt eine neue Glockengießerdynastie auf, die Schmelz, aus Kempten stammend. Bis 1844 waren sie am Werk. Was von da in Biberach gegossen wurde, ist samt und sonders den beiden Weltkriegen zum Opfer gefallen.

Von den ursprünglich sechs Glocken des Joachim Volmer aus dem Jahr 1584 sind die drei großen erhalten geblieben: die „Elferin“, weil um 11 Uhr geläutet, die „Fallerin“, weil über einer Falltür hängend, und die „Sturm-glock“, drei Meisterwerke an Schönheit und Klang. In klarer Antiqua-Schrift ist fortlaufend von einer zur andern, treuherzig gereimt, im Stil der damaligen Zeit ausführlich die Geschichte von der „erschrocklichen Brunst“ erzählt, wie „am sontag ivbilate znacht gleich vmb aillf vrn – o mensch betrachte – ain stral vom Himmel in thvrn ist gefallen, denselben anzint mit grossen qualen... der thurn verbran vnd avch das gleit, die schen orgel vnd vr so gelobt gar weitt“. Eine Köstlichkeit, diese

Glockeninschrift! Selbstverständlich fehlen auch nicht die Namen der Biberacher Honoratioren, bis zu „iohanes schopv sein thochterman“, wahrscheinlich einem Mitarbeiter in der Gießhütte.

Noch zwei kleinere Glocken aus dem 17. Jahrhundert, die „Kleine Kindsglocke“ und die „Türkenglocke“ oder „Große Kindsglocke“, – beide tragen üppigen Barockschmuck – und dazu eine neue Glocke, von Bachert-Heilbronn gegossen, vervollständigen das eindrucksvolle, einer Glockenstadt wie Biberach würdige Sechsergeläute. Die Töne sind: h° – d' – e' – g' – a' – c².

Durch das erneuerte Braith-Mali-Museum führten Studiendirektor Dr. Kick, Oberstudiendirektor Thierer und Dr. Zengerle; die erdgeschichtliche Vergangenheit Oberschwabens, die Besiedlungsgeschichte des umgebenden Raumes, die bedeutende Kulturgeschichte und die Kunstgeschichte der Stadt fanden in ihnen ihre berufenen Männer.

Die Veranstaltung beschloß eine Studienfahrt durch das oberschwäbische Land unter der umfassend heimatkundlichen Führung von Willy Baur, wobei man vom Hochgeländ aus die Alt- und Jungmoränenlandschaft studierte, ein jetzt leer stehendes Fachwerkhaus in Winterstettenstadt besichtigte, von dem zu hoffen ist, daß es für ein Freilichtmuseum gerettet werden kann, ferner die Spätbarockkirche von Otterswang und das Schloß Aulendorf, auch nach der Seite der d'Ixnard'schen Veränderungen; nachmittags folgten der Hatzenturm bei Wolpertswende und der Turm von Fronhofen, Königsseggwald und die wenig gesehene ehemalige Frauenklosterkirche des Dominikanerordens Siessen von Dominikus Zimmermann, deren Raum im Spätnachmittagslicht seine Schönheit in seltener Reinheit offenbarte.

Pfingstmorgen am Krumbach in Ochsenhausen

Der schöngeschwungne Weg entlang dem Quellenbach,
gesäumt von Gruppen altehrwürdiger Bäume –
gereifte Wirklichkeiten hoher Schöpferträume –
wie weckte das beglückende Gedanken wach.

Kristallklar glitzernd Wasser auf dem Weg zum Meer.
Zu letzter Größe strebend, Bäume in des Alters Stille.
Das alles kündet sichtbar Ordnung, Ziel und Wille
der göttlichen Gesetze, liebeschwer.

Gesetze steter Wandlungen im Werden und Vergehn,
im frischen Blühen und im müden Welken
und auch in dem so tief verborgenen Entgelten
beim Sterben und beim Auferstehn.

Gertrud Höfer

Jahreshauptversammlung 1968

An der diesjährigen gemeinsamen Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes und des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine beteiligte sich zur Befriedigung beider Vereinigungen auch diesmal der Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg e. V. Vor allem aber ermöglichte die Beteiligung der Stadt Kirchheim u. T. und die persönliche Teilnahme von Herrn Oberbürgermeister Kröning, der die Ausstellung „Zähringer Städte“ zu verdanken ist, die große Demonstration universal verstandener Heimatpflege, welche die Veranstaltung in einem bisher unerreichten Maße war. Der Vorsitzende des genannten Verbandes, der unter den Anwesenden Ehrenmitglied Oberstudienrat i. R. Otto Lau als hoch verdienten Heimatforscher hervorhob, konnte daher mit Recht die Zuwendungheit zur Geschichte rühmen, in der sich das Bewußtsein einer stark geschichtlich bedingten Landschaft auspräge. Dann ergriff Rolf Hager das Wort zu seinem groß angelegten Einführungsvortrag zur Ausstellung „Die Zähringerstadt Kirchheim u. T. – Dokumente zum Städtebau der Zähringer im Hochmittelalter“. Wir geben die Inhaltsangabe der Berichterstatterin Schittenhelm des „Teck-Boten“, der Nummer vom 24. Juni: „Diplom-Architekt Hager stellte in seinem Vortrag am Samstagnachmittag die zähringischen Städtegründungen im Hochmittelalter in den Rahmen der Städtegründungen in nahezu zehntausend Jahren auf der Erde. Seine tatsächlichen und symbolischen Grenzstationen waren Catal Hüyük in Anatolien, wohl im 7. Jahrtausend vor Chr. von einem Volk neolithischer Kulturstufe gebaut, und Brasilia, die seit über hundert Jahren ersehnte und in unserem Jahrhundert verwirklichte neue Hauptstadt Brasiliens; die älteste von Menschen gebaute Stadt, die wir kennen, einerseits, die jüngste neu gebaute Stadt andererseits. Wenn man der erstgenannten nur die Bezeichnung „früheste Siedlung mit Stadtcharakter“ zuteil werden läßt, dann geschieht dies ob ihrer bedeutsamen Merkmale: Zusammenhängende Behausungen ohne Zwischenstraßen ducken sich unter Flachdächern, die begehbar sind und von denen Einstiege von oben in die Wohnungen existieren. Brasilia, die modernste Stadt der Welt, eine Schöpfung unserer Zeit, ist als Leistung in mancher Hinsicht großartig. Am wenigsten jedoch im eigentlich Städtebaulichen, stellte Hager fest. Es beständen bereits Befürchtungen, die Verwaltungsstadt werde, ohne künstliche Stützungsmaßnahmen, schon die allernächste Zeit nicht überdauern.“

Im Gegensatz zu vielen anderen Thesen sei man heute davon überzeugt, daß die Stadt als Ausdruck eines mehrpoligen Bezugssystems verstanden werden müsse. Dabei könnten die stadtbildenden Faktoren etwa unter folgenden sechs Begriffen zusammengefaßt werden: Wirtschaftsstruktur, Sozialstruktur, politische Energie, Rechts- und persönlichkeit, Bautypus, Verkehrslage. Allerdings ge-

nüge nun keinesfalls das Vorhandensein dieser Elemente in rein additiver Form, denn von einem Bezugssystem könne erst dort die Rede sein, wo die Pole in eine aktive gegenseitige Beziehung träten, so daß ein Klima der gegenseitigen Stimulierung und Befruchtung, von Wachstum und Gestaltbildung entstehe. Den Ort der Überschneidung dieses Beziehungsnetzes dürfe man wohl am ehesten Markt nennen, wobei der Ausdruck wiederum umfassender und auch abstrakter zu verstehen sei, als nur als Austausch von Waren und Geld. Sich dem Mittelalter des christlichen Europas zuwenden, nahm der Redner hier anknüpfend Kontakt mit dem Ausstellungsthema auf. Er schilderte die Gesellschaft der Feudalherren, die in ihren Auseinandersetzungen um Erbe, Recht und Macht jene hätten Kriege führen lassen, die sie zu Leibeigenen herabgewürdigt hätten. In dieser Welt sei dann, dem angeborenen Drang des Menschen nach Freiheit und Achtung entspringend, der Widerstand gegen die Willkür der Fürsten und Vögte, das Verlangen nach der eigenen gesicherten Persönlichkeit, die Idee der eigenen Gerichtsbarkeit, der Selbstverwaltung, der Kommune entstanden. Materiell-organisatorisch hätten sich diese revolutionären Ideale am besten dadurch verwirklichen lassen, daß die Siedlungen der Abhängigen, der Handwerker und seßhaften Kaufleute zu dem aufgewertet worden seien, was man als Stadt definiert habe. Damit seien die Städte zu Bannenträgern der Freiheit gegenüber Pfälzen und Burgen, Abteien und Klöstern geworden. Im Widerstreit zwischen Kirche und Kaisertum hätten sie die Mittel gefunden, sich selbst und ihr Recht zu schützen. – In diesem Widerstreit zwischen Kirche und Kaiser hätten aber auch die örtlichen Herrschaften die Möglichkeit gefunden, ihr Herrschaftsgebiet zu verselbständigen. Höchst interessant sei dabei, daß sich die geschickteren unter ihnen der Mittel des Feindes bedient hätten, nämlich Städte zu bauen. Mit solchen Stadtgründungen sei das jeweilige Herrschaftsgebiet sozusagen strategisch durchsetzt worden.

An überragender Stelle sei dabei nach einhelliger Meinung jener, die sich damit beschäftigten, die städtebauliche Leistung der Herzöge von Zähringen gestanden. Nach der Schilderung der städtebaulichen Elemente der Zähringerstädte betonte der Redner, daß kein einziges der beschriebenen Elemente Neuschöpfung der Dynastie gewesen sei, wohl aber deren Verbindung zum intelligenten, flexiblen System, also die Synthese des damaligen Standes städtebau-technischer Kenntnis zu einem Ideogramm von hoher Wirksamkeit, das in seinem geistigen Gehalt straff, in der Geometrie jedoch elastisch gewesen sei und deshalb äußerer Gegebenheiten habe angepaßt werden können und auch angepaßt worden sei. Wenn man sich der sechs Faktoren erinnere, die er, Hager, als Garanten zum Gelingen einer Stadtgründung genannt

habe, dann dürfe man sagen, daß sie bei den Zähringerstädten alle zu finden seien. Am ausgeprägtesten die Qualität der baulichen Anlage, die Rechtspersönlichkeit und der Grad der politischen Energie. Darin sei der beispiellose Erfolg der Gründungsgruppe zu suchen. Auf der ganzen Welt werde kaum eine andere geschlossene Gruppe von Stadtgründungen nachgewiesen werden können, von denen 800 Jahre später alle noch beständen und zu einiger Blüte gelangt seien. Einzig Neuenburg habe Pech gehabt, indem ihm im Verlauf der Zeiten in zweierlei Hinsicht besonders übel mitgespielt worden sei.

Daß mit dem ausgehenden Mittelalter die eigentliche Zeit der Städtegründungen vorbei war, die Zeit der Renaissance nur wesentliche Umgestaltungen und die Zeit des Barocks repräsentative Einzelleistungen hervorbrachte, belegte Hager mit Beispielen.

Nachdem unsere Städte seit hundert Jahren „übergelaufen“ seien und das Verkehrschaos uns von einer Zwischenlösung zur anderen treibe, habe es sich leider herausgestellt, daß unsere Gesellschaft sich bisher als unfähig erwiesen habe, die Totalität der städtebaulichen Ansprüche der Gegenwart auch nur annähernd zu meistern. Die Ursachen dafür sieht Rolf Hager darin, daß das interdisziplinäre Gespräch zwischen den Spezialisten noch nicht richtig in Gang gekommen sei, daß auf unserem Kontinent bei den Wissenschaftlern die Summe der Publikationen mehr wiege, als Einfluß aufs Tagesgeschehen zu nehmen, und daß die Zusammenarbeit zwischen den Verkehrsingenieuren und den Architekten nicht funktioniere. Den Führungsanspruch in einem notwendig gewordenen Team wies Rolf Hager nicht einfach dem Architekten, sondern dem architektonischen Menschen zu.

Als den wesentlichsten und damit auch als den am schwierigsten zu behebenden Grund, weshalb wir heute Mühe hätten, unsere Siedlungsaufgabe zu bewältigen, nannte Rolf Hager unsere Rechtsgrundlage der Eigentumsgarantie, die im Bodenrecht wohl einzelne, wenn auch ungenügende, Einschränkungen erfahren habe, die aber dennoch in extremer Weise städtebaufindlich sei. Wenn wir die Besiedlung unseres Bodens zu unser aller Bestem steuern wollten, müßten wir das Bodenrecht neu ordnen. Diese Forderung komme nicht von links außen, sondern sei höchst demokratisch. Sie habe ihren Ursprung in der Tatsache, daß der uns zur Verfügung stehende Boden, ungleich der meisten anderen Güter, nicht vermehrbar sei: ein Unterschied, der bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts infolge der bis dahin reichen Landesreserven vernachlässigt habe werden können und deshalb in den Rechtsnormen richtigerweise auch nicht berücksichtigt worden sei. Heute allerdings stünden wir vor der Gefahr, daß unser altes Bodenrecht die Demokratie in eine neue Form des Feudalstaates weiter- bzw. zurückentwickeln könne.“

Mit dem Dank an Rolf Hager für den groß angelegten Vortrag verband Oberbürgermeister Kröning den an alle

Mitarbeiter der Ausstellung, vornehmlich an Dr. Erwin Treu, Basel, der unter Verwendung von Ausstellungsmaterial der Ausstellung „Die Zähringer Städte“ im Sommer 1964 im Schloß Thun, die Kirchheimer Ausstellung im Kornhaus sorgfältig aufgebaut hatte. Diese gab zunächst einen Abriß des historischen Geschehens, brachte sodann gezeichnete Aufsichten Zähringer Städte und zeigte die einzelnen städtebaulichen Elemente derselben auf, wobei das Hauptachsenkreuz, die Hofstätteneinteilung, das orthogonale Nebenstraßennetz, der Charakter der Hauptstraße als Marktraum, die abseitige Lage von Kirche und Rathaus, die Traufstellung der Häuser, die Einrichtung der Ehgräben und Wasserläufe und schließlich die zeitlich nach der Gründungszeit liegenden Befestigungen behandelte. Weitere Tafeln galten der Anwendung dieses Schemas auf Kirchheim u. T. Einen guten Überblick brachte die erwähnte Berichterstatterin im Teck-Boten vom 22. Juni.

Die Mitgliederversammlung wurde mit dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden Baudirektor a. D. W. Kittel eröffnet. Sinvoll verbanden sich das einleitende Gedenken an die Verstorbenen und die ehrende Nennung von Geburtstagen: „Wir nennen die Toten und die Lebenden, weil wir unseren Bund als eine menschlich-freundschaftliche Stätte der Begegnung gleichgesinnter, auf gleiche Ziele bedachter Menschen betrachten dürfen.“ In den Vorstand wurden Herr Willy Leygraf vom Südwestfunk in Tübingen und Herr Dr. Hans Ulrich Roller vom Württ. Landesmuseum berufen. Herr Walther Genzmer ist nach Berlin verzogen und aus dem Vorstand ausgeschieden; er hat sich mit seiner letzten Studienfahrt nach Goslar, Braunschweig und Hildesheim verabschiedet. Sein Amt als Landeskonservator von Hohenzollern übernahm Vorstandsmitglied Oskar Heck. Vorstandsmitglied Dr. W. Grube wurde zum Leiter des Hauptstaatsarchivs in Stuttgart ernannt und durch den Professorentitel geehrt. In der Geschäftsstelle schied Frau Ingrid Schneider-Gaupp aus: ihr wurde der Dank für das trotz angegriffener Gesundheit Geleistete ausgesprochen. Fräulein Berta Mildenberger wurde als Sekretärin der besondere Dank für ihren nimmermüden Fleiß und steten Arbeitswillen gesagt.

Einen guten Teil der Vereinsarbeit nahm der Naturschutz ein. Die auf Markung Gruibingen erworbene Orchideenwiese wurde grundbuchrechtlich in Ordnung gebracht. Weitere Erwerbungen stehen in Aussicht. Durch die Bemühungen von Forstrat Alfred Weiß war eine weitere Abrundung unseres Besitzes in den Weiherwiesen möglich, der als Grundstock eines zu schaffenden Naturschutzgebietes dienen soll. Dem Regierungspräsidium Nordwürttemberg und der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege wurde für die Förderung dieser Ankäufe gedankt. Die Bereinigung der grundbuchrechtlichen Verhältnisse von Teilparzellen, die in den vierziger Jahren gekauft aber nicht vermessen und aufgelassen wurden, schreitet langsam fort. In der „Schwäbischen

Heimat" wurde von Dr. Rathfelder und Dr. Schönnamsguber über die Naturschutzgebiete im Eigentum des Vereins berichtet; die Reihe soll fortgesetzt werden.

Zu dem durch die Presse gegangenen Schlagwort der „Demokratisierung des Naturschutzes“, worunter die Übertragung der Entscheidung in Naturschutzfragen an kommunale Körperschaften, Kreisverbände usw. verstanden wird, wurde gesagt: „Wir müssen diese Forderung entschieden ablehnen. Den Schutz und die Pflege der Natur muß man in größerem Zusammenhang sehen als es örtliche Partei- und Interessengruppen tun können. Dazu gehört Unbefangenheit und wissenschaftliche Sachkunde ebenso wie der Überblick über große Einheiten... Deshalb ist dringend zu fordern, daß den „Heimatverbänden“ (so, wie sie in der Arbeitsgemeinschaft der Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde zusammengeschlossen sind) ein Anhörungsrecht eingeräumt wird, wie es z. B. in der Schweiz besteht. Es müßte alle die Landschaft verändernden Maßnahmen einbeziehen. Bedauerlicherweise wird heute sogar bei wichtigen Dingen oft versäumt, die rechtlich bestellten Beauftragten zu hören – man stellt sie vor vollendete Tatsachen oder schaltet sie erst ein, wenn schon die wesentlichen Vorentscheidungen getroffen sind!“

Auch Fragen der Denkmalpflege beschäftigten den Vorstand, so der gefährdeten ev. Dreifaltigkeitskirche in Leutkirch. Oft verbinden sich mit solchen Fragen andere der Städteplanung und der Bauleitplanung, so im Falle von König, wo das Regierungspräsidium Nordwürttemberg auf unsere Veranlassung die Kastellfläche aus dem Bebauungsplan ausnahm, nicht ohne den Einspruch der Gemeinde. Im Falle der Neckarmühlerei Tübingen, die durch einen großen Hotel-Neubau ersetzt werden soll, übte der Verein eine gewisse Zurückhaltung, da keine Möglichkeit eines wirksamen Einflusses mehr bestand. Dabei wurde wiederum die Notwendigkeit von Stadtplanung deutlich, die eine Vorstellung von einer künftigen Stadtentwicklung hat, die Erhalten und Gestalten im Rahmen der absehbaren Strukturwandlung planvoll zu verbinden versteht. Begrüßt wird das Gespräch, welches die Stadt Stuttgart über den Entwurf des Flächennutzungsplanes einleitete. Wir beteiligen uns daran und haben schon vorbeugend gegen die geplante Auffahrt Bergheim-Solitude Stellung genommen, die zu einem Verlust von Wald führen würde, der die Bildung eines geschlossenen Schutzgebietes ein für allemal unmöglich machen würde; als richtige Lösung wurde der Azenbergtunnel bezeichnet. Schwerste Bedenken wurden geäußert, gerade den Schillerplatz für Parkplätze zu unterkellern (zu klein, zu dicht im alten Zentrum, aus dem der Autoverkehr heraus- und in das er nicht hineingezogen werden soll).

Die Zusammenarbeit mit anderen Vereinigungen wurde fortgesetzt. Der Vorsitzende nahm an einer Vorstandssitzung des Deutschen Heimatbundes in Bamberg teil, die mit einer Tagung der „Europa nostra“ verbunden war (Fédération des associations pour la sauvegarde des mo-

numents et des sites artistiques, naturels et historiques). Die Vereinigung faßte zur Vorlage an den Europarat, dem sie als „consultatif“-Mitglied angehört, drei Entschließungen:

1. Die Staaten sollen Mittel für die Sanierung der Stadtzentren beisteuern.
2. Eine Untersuchung und Erfassung der zu erhaltenden alten Gebäude und Unterstützung der angelaufenen Arbeiten in Holland, Schottland und Italien ist nötig.
3. Ein Bericht über Schäden durch Überschallflüge und Maßnahmen gegen diese wird gefordert.

Hinsichtlich Punkt 1 ist nachzutragen, daß im Rahmen der Tagung der Bezirkspfleger des Staatl. Amtes für Denkmalpflege in Stuttgart gemeinsam mit dem Schwäbischen Heimatbund ein Vortrag von Prof. Dr. Ing. e. h. Hillebrecht, Hannover, über „Die heutige Stadtentwicklung und der Altstadtkern“ abgehalten wurde.

Die Mitgliederbewegung im Vereinsjahr war weiterhin rückläufig. 370 Austritten und 115 Todesfällen stehen 171 Beiritte gegenüber, so daß eine Abnahme von 314 Personen festzustellen ist. Der Mitgliederstand am 1. Januar 1968 belief sich auf rund 7600 Mitglieder.

Auf den Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden folgte der Kassenbericht des Schatzmeisters Bankdirektor i. R. Willy Baur, aus dem hervorging, daß die Einnahmen im Geschäftsjahr 1967 die Ausgaben so weit überstiegen, daß Rückstellungen für den Erwerb weiterer Naturschutzgrundstücke und die Einstellung einer ganztägigen Mitarbeiterin (an Stelle von Frau Schneider-Gaupp, die halbtätig tätig war) möglich sein wird. Da sich Reg.-Ammann Dinkeldein aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage sieht, das Amt eines Kassenprüfers zu versehen, und dem Verein diese Mitteilung zu spät zukam, um einen neuen Kassenprüfer einzusetzen, werden Kassenprüfung und Entlastung des Schatzmeisters nachzuholen sein.

Als nächster Punkt der Tagesordnung folgte die Ernennung von Dr. Max Gottlieb, des Inhabers und Verlegers des Teck-Boten zum Ehrenmitglied. In seiner Begründung führte der Vorsitzende aus:

Mit Dr. Max Gottlieb aus Kirchheim unter Teck wollen wir einen Mann ehren, der sich in der Heimatpresse große Verdienste um die Pflege der Heimatgeschichte und ihrer Erforschung im Raum Kirchheim unter Teck erworben hat. Dr. Gottlieb stammt aus altem Verlegergeschlecht. Seine Zeitung, DER TECKBOTE wurde im Jahre 1832 gegründet, gehört damit zu den ältesten Presseorganen unseres Landes und ist in diesem Jahre schon in dritter und vierter Generation in Familienbesitz. Dr. Max Gottlieb studierte Zeitungswissenschaft in Leipzig, an der seinerzeit einzigen deutschen Universität, die einen Lehrstuhl für Zeitungswissenschaften unterhielt, und promovierte beim Nestor dieser Disziplin – Geheimrat Karl Bücher. Er sah sich auch in der Praxis um, arbeitete in Redaktionen verschiedener Zeitungen, bis er 1923 in den väterlichen Betrieb eintrat, dessen

Verleger und verantwortlicher Redakteur er heute ist. Seit über 40 Jahren ist es das Bestreben des heute 72-jährigen, die Heimatverbundenheit seiner Leserschaft durch Übermitteln von Kenntnissen auf dem Gebiet der Heimatgeschichte und der Heimatkunde zu fördern – nicht zuletzt dadurch, daß er immer wieder Fachleute von Rang zur Mitarbeit heranzieht. Neben seiner verlegerischen Arbeit, die in wirtschaftlichen und politischen Krisenzeiten ihren ganzen Mann forderte, baute er mit einer Beharrlichkeit und einem Fleiß sondergleichen ein Zeitungsarchiv aus, das in der Fachwelt als eines der besten seiner Art gilt und zu einer Fundgrube für Heimatforscher geworden ist. Einige Zeit diente Dr. Gottlieb auch der Stadt Kirchheim unter Teck als ehrenamtlicher Betreuer des städtischen Archivs.

Bereits Ende der zwanziger und während der dreißiger Jahre brachte der Teckbote in Sammelheften wertvolle heimatkundliche Beiträge heraus. Der Krieg und seine unmittelbaren Folgen haben die Reihe unterbrochen. Es blieb Dr. Max Gottlieb aber ein Anliegen, jenen Gedanken wieder aufzugreifen und neu zu verwirklichen. Durch den lebhaften Wunsch weiter Leserkreise und der Fachwelt ermutigt, setzten Dr. Gottlieb und seine Mit Herausgeber im Jahre 1965 die Reihe wieder fort; und mit dem heutigen Tag liegt Heft 6 dieser Beiträge zur Heimatkunde des Bezirks Kirchheim unter Teck vor.

So ist es in besonderem Maße dem Wirken und der Persönlichkeit von Dr. Max Gottlieb zu verdanken, daß gerade im Raum Kirchheim unter Teck eine große Aufgeschlossenheit gegenüber der Heimatgeschichte zu verzeichnen ist und sich eine reiche Heimatforschung entfaltet hat. Er hat sich zeitlebens bemüht, das wertvolle Vergangene der Vergessenheit zu entreißen, der Gegenwart zu erhalten und der Zukunft nutzbar zu machen. Der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes beschloß deshalb einstimmig, der Mitgliederversammlung vorzuschlagen, Herrn Dr. Max Gottlieb gemäß § 3 Abs. 3 der Satzung zum Ehrenmitglied zu ernennen. Die Abstimmung ergab, daß der Genannte ohne Gegenstimme und Stimmenthaltung gewählt wurde. Er richtete daraufhin das Wort an die Anwesenden und führte u. a. aus: „Zugegeben, abgesehen von einer stattlichen Anzahl von Ausnahmen, gibt es viele Heimatzeitungen, die nicht in der Lage sind, den Heimatgedanken systematisch zu pflegen, die sich eben darauf beschränken, das zu veröffentlichen, was von außen an sie herangetragen wird. Der Gründe dafür sind viele, auf die näher einzugehen ich mir und Ihnen ersparen will; denken Sie aber beispielsweise nur daran, daß viele Lokalredakteure gar nicht der Gegend entstammen, in der sie gerade zu wirken haben. Wenn ich das sage, verstehen Sie vielleicht, daß ich bei entsprechender Gelegenheit mich immer wieder dahingehend äußere, daß jeder Lokalredakteur einer Zeitung eigentlich an seiner Wirkungsstätte aufgewachsen sein müßte, um allein schon die jüngste Geschichte seines Wirkungskreises selbst erlebt zu haben. Das ist natürlich eine Utopie und nur in relativ wenigen Fällen

Wirklichkeit. Leider haben aber auch viele, insbesondere kleinere Zeitungen, keine Möglichkeit, sich ein gutes Lokalarchiv anzulegen, oder aber haben sie überhaupt keinen Sinn dafür.“

Er schloß mit einem Aufruf, junge und jüngere Leute für den Schwäbischen Heimatbund zu gewinnen und sagte dazu: „Immerhin wäre es doch von unserem Standpunkt aus nicht auszudenken, wenn es nicht gelänge, gerade im Zeichen des Heimatgedankens die überlieferten Ordnungen mit den Formen und Inhalten des gegenwärtigen und des künftigen Lebens zu verbinden. Ich glaube deshalb, daß es an der Zeit wäre, Mittel und Wege zu suchen, wie man die jüngere Generation, vor allem auch Schulen, Lehrer und Schüler, wenn Sie wollen, auch die Presse, in noch höherem Maße für den Heimatgedanken ganz allgemein gewinnen könnte als dies vielleicht heute schon geschieht.“

Zur weiteren Tagesordnung lag ein Antrag von Mitglied Günther Hanke vor: „Wie läßt sich die Struktur der Mitglieder des Heimatbundes ändern, damit auch die junge Generation einen tragenden Anteil erhält?“ Vorausgegangen war ein Brief des Genannten vom 12. Mai 1968, in dem in Anschluß und Kritik des Aufsatzes „Heimat(bund) morgen“ von Peter Haag in Heft 1/1968 dieselbe Frage von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet wird. Der Vorsitzende gab der Freude des Vorstandes über die daraus sprechende Sorge um die Weitergabe der Gedanken einer verantwortungsbewußten Heimatpflege Ausdruck. Dr. Schahl wies darauf hin, daß die Gewinnung der Jugend für solche Heimatpflege den Vorstand schon lange beschäftigte. In Berufsausbildung befindliche Personen würden zu 50 % des Beitrags als Mitglied geführt, gegebenenfalls auch als beitragsfreies Mitglied. Bei den Studien- und Lehrfahrten genossen sie eine Ermäßigung von 20 %. Für die Ferienwochen seien Freiplätze zur Verfügung gestellt worden. Für Schüler höherer Klassen der Stuttgarter Gymnasien würden alljährlich Freifahrten veranstaltet. Auch an die Preisausschreiben für Schüler anlässlich der Jahreshauptversammlungen wurde erinnert. In der letzten Vorstandssitzung seien zudem gezielte Studienfahrten für geeignete Berufe beschlossen worden, die nicht öffentlich ausgeschrieben werden. Denn es gehe nach Erkenntnis des Vorstandes auch um die Gewinnung der heute in den späten zwanziger und dreißiger Jahren stehenden Personen. Auch habe man im Vorstand den Wunsch nach einem progressiven Charakter der „Schwäbischen Heimat“ mit noch mehr aktuellen Beiträgen über Themen zeitgemäßer Heimatpflege ausgesprochen. In all dem habe man sich von dem Gedanken leiten lassen, daß richtig verstandene Heimatpflege mit romantischer Gefühlsduselei nichts zu tun habe, sondern in allen ihren Teilgebieten eine Lebensnotwendigkeit für unser Volk sei. Im Anschluß hieran machte er wegen vorgesetzter Zeit (18.40) den Vorschlag, den Hanke'schen Antrag in einer Außerordentlichen Mitgliederversammlung im Win-

terhalbjahr zur Sprache zu bringen. Mit dem wiederholten Ausdruck des Dankes für die in diesem Antrag enthaltenen Anregungen schloß der Vorsitzende die Mitgliederversammlung.

Der Unterhaltungsabend in der Konrad-Widerholt-Halle brachte zunächst Lieder, gesungen vom Jugendchor der „Eintracht“ zum Vortrag. Daß darunter zwei Kanon in französischer Sprache waren, erklärte Vertrauenmann Billig wie folgt: „Vor Jahresfrist ging Rambouillet eine Partnerschaft mit Kirchheim unter Teck ein und vor wenigen Wochen wurde diese Partnerschaft an dieser Stelle feierlich besiegelt. Vollen Gewinn aus dieser Verbindung wird hüben und drüber die Jugend ziehen, um deren Zukunft willen diese Partnerschaft letzten Endes auch geschlossen ist.“ Der Kirchheimer Trachtenverein zeigte Volkstänze in erneuerter Kirchheimer Tracht. Albert Kächele trug mundartliche und hochdeutsche Gedichte vor, deren Grundhaltung humorvolle Nachdenklichkeit über Gefahren und Schwächen des Menschen unserer Zeit war. Den Abend beschloß ein Farblichtbildervortrag von Dr. Adolf Schahl „Eine Weltreise in Bildern von Max Eyth“, wobei an Hand der im Museum der Stadt Ulm liegenden Aquarelle der Weg Max Eyths durch die Welt und sein Leben ausgehend von Kirchheim unter Teck und endend in Ulm unter Zuziehung einschlägiger Textstellen skizziert wurde.

Die Feierstunde des Sonntagvormittags im „Universum“ wurde von Baudirektor a. D. W. Kittel mit dem Dank an die Stadt Kirchheim, Oberbürgermeister Kröning und alle seine Mitarbeiter eröffnet, denen es zu verdanken war, daß die veranstaltenden Vereinigungen in einer Stadt zu Hause sein konnten, die sich als Tor zu einer reichen Geschichtswelt öffnete. Auch dem nimmermüden und umsichtigen Vertrauenmann Helmut Billig als Beistand und Helfer in allen organisatorischen Fragen galt sein Dank. Oberbürgermeister Kröning begrüßte herzlich und bezeugte den Veranstaltern, daß sie eine Kompaßnadel mit gut funktionierender Justierung, die im Angebot der Jugend sichtbar werde, zum rechten Ziel leite, nämlich die heimatpflegerische Verantwortungsbereitschaft auch in der kleinsten Gemeinde zu wecken. In engagierter und darum engagierender Weise sprach der Stellvertreter des verhinderten Landrats Dr. Schauder, Oberregierungsrat Kieninger, von der heimatpflegerischen Arbeit des Kreises, der sich auch bei einer schmalen finanziellen Basis zu der Sicherung und Wiederherstellung der bekannten Burgruinen Reußenstein, Rauber (vgl. die dorthin gestiftete Tafel des Schwäbischen Heimatbundes) und der Sulzburg verpflichtet gewußt und aus diesem Bewußtsein gehandelt habe.

Dann ergriff Universitätsprofessor Dr. H. Hölder aus Münster i. W. das Wort zu seinem Vortrag „Erforschung und Bild des Jurameeres“. Er erläuterte zunächst den Begriff „Jura“, ein keltisches Wort, das Waldgebirge

bedeutet. Dieser Begriff wurde von der Forschung auch auf die Schwäbische Alb angewandt. Die Unterschiede zwischen dem schweizerisch-französischen und dem deutschen Jura erstrecken sich darauf, daß dieser in leicht nach Südosten geneigten horizontalen Schichten liegt und deshalb auch einer mehr flächenhaften Abtragung ausgesetzt war, während jener gefaltet wurde, wobei das Landschaftsbild durch vertikale Schichtpakete bestimmt wird, die je nach ihrer Widerstandskraft gegen die Kräfte der Erosion mehr oder weniger ausgeräumt wurden. Was das Jura-„Meer“ angeht, so hat sich dieses erst in langer geistiger Arbeit, in der wissenschaftlichen Zwiesprache mit der Natur, erschließen lassen. Schon Balthasar Ehrhart bemerkte 1748, es habe den Anschein, als ob man auf der Alb auf dem Grund des Meeres spazieren gehe. Er nahm sich als Erster der Belemniten an, die er um 1722 in der Tübinger Gmelin'schen Apotheke fand, und erkannte die gekammerten Teile sowie eine durchziehende Röhre, woraus er auf Verwandtschaft mit den Kopffüßlern schloß. Das war eine richtige, auf anatomischen Befund gegründete Deutung. Ehrhart vermutete freilich, daß es solche Belemniten in unzugänglichen Meerestiefen noch heute gebe. Die Erkenntnis, daß die Gesteinsschichten Reste ausgestorbener Lebewesen bergen, kam erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf und führte zunächst zur Annahme einer Anzahl das Leben zerstörender und von Neuschöpfungen gefolgter Katastrophen (A. d'Orbigny). Quenstedt war es, der bei uns zu der überraschenden Erkenntnis kam, daß sich die Lebewesen langsam verändert hätten. Der Albtrauf freilich blieb ihm ein Geheimnis; er vermutete, daß die Mauer des Gebirges schon im alten Meeresgrund vorgebildet gewesen sei. Dabei hatte sein Lehrer, Leopold von Buch, beim ersten Blick auf die Felsen des Albtraufs schon an Korallenriffe gedacht. O. Fraas, Deffner und Neumayr vor allem waren es, die zu der Erkenntnis durchdrangen, daß die Jurabedeckung einst weiter ausgedehnt war und junge Hebungen unter stärkerer Erosion zur Abtragung führten. Die Abtragungsränder sind ja überhaupt für die Schichtstufenlandschaften typisch. Solche Stufenränder bestehen zur Seite des Oberrheinischen Schildes, im Neckar- sowie Maasgebiet, ebenso nordwestlich von Paris. Unter dem Pariser Becken selbst liegt Jura; hier scheint sich schon während der Bildung des Jurameeres eine Senkungstendenz ausgewirkt zu haben. Erinnert wurde sodann an die Schwämme der normannischen Küste. Dem Deutschen und dem Pariser Becken schließt sich das englische Jurabecken an. An der Südküste (Dorset) liegen die namengebenden Lokalitäten der Oberjurastufen Kimmeridge und Portland (wobei an die auf Württemberg bezüglichen älteren Jura-Stufen Pliensbachium und Aalenium erinnert wurde). In der Severnbucht folgen die ältesten Schichten des Jurameeres wie in Württemberg über bunten Keupern und Rhät. Von Dorset bis Yorkshire ziehen die Jurastufenränder; über den Yorkshire-Mooren steht ein Weißjura-Stufenrand. In Schottland, dessen Achse schon zur Jurazeit

Land war, findet sich Jura auf den Inneren Hebriden, wo z. B. auf der Insel Skye Brauner Jura von einem tertiären Lavastrom überdeckt ist.

Das europäische Rußland blieb, von seinem Süden abgesehen, bis zum Ende der Mitteljurazeit Land und wurde dann erst von einem Flachmeer überflutet, dessen faunistischer Charakter etwa in den prächtigen Ammoniten der dunklen Oberjuratone am Steilufer der mittleren Wolga, von Westeuropa stark abweicht. Der im Gegensatz dazu kalkige Jura von alpiner Fazies im Kaukasus leitet zu Bildern aus dem Jura der Alpen über, in denen die heutigen kristallinen Massive schon zur Jurazeit Inseln waren. So beginnen die steilgestellten Juraschichten des Val Ferret (Schweiz) mit dem Brandungsgeschieß der jurazeitlichen Montblanc-Insel. Breciöse Trümmergesteine sedimentärer Herkunft von oft großer Mächtigkeit deuten darauf hin, daß der Grund des alpinen Jurameeres als Auftakt zur späteren Gebirgsbildung sehr bewegt war.

Die unterschiedlichen lithographischen und faunistischen Verhältnisse der einzelnen Jurabereiche, von denen in Europa der fazielle Gegensatz zwischen borealem Bereich (Rußland, Nordeuropa) und der Tethys (Alpen, Mittelmeergebiet) besonders auffallend ist, läßt sich wohl vorwiegend auf klimatische Einflüsse, aber auch offene bzw. unterbrochene Meeresverbindungen zurückführen. Der Schluß des Vortrags galt einem Hinweis, wie sich solche Bereiche über die Gesamterde hin an Hand der Fossilien und ihrer Verbreitung rekonstruieren lassen. So brachte der Vortragende das Jurameer als weltweite, planetarische Erscheinung zum Bewußtsein, und dies in formvollendet freier Sprache voll anschaulicher, leben-

diger Kraft. Die Anwesenden gaben ihrem Dank durch starken Beifall Ausdruck.

Den Nachmittag nahmen verschiedene Studienfahrten ein, die an lebhafter Beteiligung nichts zu wünschen übrig ließen. Dr. Adolf Schahl führte durch die Altstadt, wobei Vertrauensmann Billig auf den in der Klosterbastei für den Ötlinger Kellerclub eingebauten Raum hinwies und Stadtbauamtmann Künzel den Umbau des Vogthauses und seiner Umgebung erläuterte. Mit besonderer Genugtuung wurde zur Kenntnis genommen, daß der Schloßgraben endlich gesäubert ist. Man möchte sich wünschen, daß darin bald eine Anlage untergebracht wird, die zur Abendzeit geschlossen werden kann (bevor nämlich jemand auf die unheilvolle Idee verfällt, hier etwa einen Parkplatz einzurichten -!). Bezüglich der Führung durch die Martinskirche sei auf die beiden im Verlag des Ev. Dekanats erschienenen Hefte hingewiesen (zu beziehen über das Städt. Verkehrsamt). Stadtbauamtmann Künzel zeigte sodann die Neustadt, für deren städtebauliche Gruppen und Einzelbauten er in höchst schätzenswerter Weise genaue Daten beibrachte; dies gab seiner Führung einen selten exakten und gerade darin sehr überzeugenden Charakter. Bei einer Burgenfahrt führte Eberhard Benz, der es verstand, die Bauwerke selbst, ihre Geschichte und die denkmalpflegerische Leistung in einprägsamer Weise zum ganzen zu verbinden. Dr. Hans Ulrich Röller führte bei der kunstgeschichtlichen Studienfahrt nach Owen, Oberlenningen und Weilheim. In die Führung der naturkundlichen Fahrt teilten sich Professor Dr. Aldinger und Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder. Abschließend vereinigte ein geselliges Zusammensein noch einmal alle Teilnehmer.

Veranstaltungen im November und Dezember 1968

Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch eigene Veröffentlichungen an; hier werden nur die Stuttgarter Veranstaltungen bekanntgemacht. In Heft 4/1968 der „Schwäbischen Heimat“ folgt die Anzeige der Veranstaltungen in den Monaten Januar bis März 1969. Bei den Vorträgen wird ein freiwilliger Unkostenbeitrag erhoben.

Die schönsten Naturschutzgebiete Südwürttembergs (mit Farblichtbildern)

Vortrag von Hauptkonservator Dr. Schönnamsgruber
Mittwoch, 13. November, 19.30 Uhr, Aula der Stadtbau-
schule (Kanzleistraße 25). Nachdem der Vortrag von
Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder über die schönsten
Naturschutzgebiete Nordwürttembergs am 1. März 1968
so großen Anklang fand, baten wir den Bezirksbeauf-
tragten für Naturschutz und Landschaftspflege beim
Regierungspräsidium Südwürttemberg - Hohenzollern,

Hauptkonservator Dr. Helmut Schönnamsgruber, über
die südwürttembergischen Naturschutzgebiete zu berichten. Die Schönheit dieser Gebiete und ihrer Pflanzenwelt soll in guten Farblichtbildern angeschaut, die Anschauung aber durch Erkenntnisse geologischer, ökologischer und botanischer Art vertieft werden. Dabei wird sich zeigen, daß Naturschutz nicht nur eine Herzensangelegenheit jeden Naturfreundes ist, sondern auch an tiefere Notwendigkeiten des biologischen Gleichgewichts natürlicher Lebensräume führt.

Kunst und Künstler der Gegenwart

Wer sich für diese Führungsreihe durch Museen, Ausstellungen und Ateliers unter Leitung von Dr. Ad. Schahl und Mitwirkung von Kunstmaler Alfred Lehmann angemeldet hat, wird von den einzelnen Unternehmungen von Fall zu Fall verständigt. Neuanmeldungen werden jederzeit angenommen.

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthaus

Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Imprimatur

Es werde gedruckt. Wir drucken und fertigen für Handel, Behörde und Industrie. Von der einfachsten Visitenkarte über mehrfarbige Prospekte bis zur Broschüre. Und dies alles in einem Haus. Dank modernster Maschinen und Einrichtungen in Setzerei, Buchdruckerei, Offsetdruckerei und Buchbinderei. Entwurf, Satz, Film, Montage mit eingeschlossen. Wir haben immer Zeit für Beratungen. Wir achten sehr auf Qualität und nehmen alles äußerst genau – und die Hauptsache, wir liefern schnell und äußerst preisgünstig, weil wir alles im Hause machen – in einer Hand.



EMIL BANDELL AG

Buchdruckerei, Offsetdruckerei, Buchbinderei

7 Stuttgart-W, Reuchlinstraße 19–21, Ruf 6 71 46

Franz Hundsnurscher und Gerhard Taddey

Die jüdischen Gemeinden in Baden

Denkmale, Geschichte, Schicksale.

Herausgegeben von der Archivdirektion Stuttgart.

237 Seiten. 255 Abb., 1 Karte. Leinen DM 36.–

(Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg)

Die vorliegende Veröffentlichung schildert Leben und Untergang der jüdischen Gemeinden im Raum des vormaligen Landes Baden. Das Bildmaterial für dieses Buch wurde in weltumspannender Korrespondenz zusammengetragen. Die getroffene Auswahl soll unserer Generation Kunde von den untergegangenen jüdischen Gotteshäusern und den alten, meist geschlossenen jüdischen Friedhöfen des Landes geben.

Besonders der heutigen Jugend soll die Kenntnis der Schicksale der Mitbürger ihrer Eltern Ansporn sein, Menschlichkeit und Toleranz zu üben, und zu lernen, wohin Intoleranz und Haß führen können.

Gerhard Lisowsky

Kultur- und Geistesgeschichte des jüdischen Volkes

Von Abraham bis Ben Gurion

Etwa 320 Seiten. 26 Zeichnungen. Leinen DM 26.–

Der Staat Israel steht im Zentrum weltpolitischer Spannungen – die jüngsten Ereignisse haben die weltpolitische Öffentlichkeit geradezu in zwei Lager gespalten. Nötiger denn je ist heute im Blick auf Israel eine Besinnung auf die Ursprünge und die lange wechselhafte Geschichte dieses Volkes. Der Judaist Lisowsky hat mit diesem Buch einen Schlüssel zum politischen wie kulturgechichtlichen Verständnis Israels geschaffen.



W. Kohlhammer Verlag

Wenn Sie Ihren Urlaub im Auge haben...
Reiseschecks, Reisekreditbriefe, Geld in jeder
Währung von uns!



 VOLKS BANK

Württembergica bei Kohlhammer

Württembergs geliebte Herren

Biographie der Regenten von Württemberg von Herzog Eberhard im Bart bis zum König Friederich mit deren Abbildungen.

Darstellung aus dem Jahre 1821 von Karl Pfaff mit einer Einführung von Peter Lahnstein
80 Seiten. 2 Schwarzweiß-Tafeln. 15 sechsfarbige Offset-Tafeln. Ln DM 29,—

»Die köstlichen handkolorierten Bildnisse sind hervorragend wiedergegeben und sie vermitteln eindrucksvoll die Atmosphäre der jeweiligen Zeit. Ein aufschlußreiches Werk für jeden, der Anteil an der Geschichte seines Landes nimmt.« Süddeutscher Rundfunk

Gerhard Storz

Die Schwäbische Romantik

Dichter und Dichterkreise im Alten Württemberg

160 Seiten. Ln DM 19,80

»Storz, dem schwäbischen homme de lettre und seinem so ausgebreiteten und profunden Wissen, seinem klaren Deutsch und seiner Gabe zur lebendigen, anschaulichen Darstellung verdankt man ein gutes Buch. Das Literarhistorische bleibt bei ihm bestimmt, das Landesgeschichtliche tritt zurück.« Frankfurter Allgemeine

Max Schefold

Alte Ansichten aus Württemberg

*Band I Abbildungsteil: 148 Seiten und 320 Schwarzweiß-Tafeln mit 449 Abbildungen.
Ln DM 48,—. Band II Katalogteil: 901 Seiten. Ln DM 56,—*

»Alle erreichbaren Ansichten von Städten, Dörfern und vielen einzelnen Örtlichkeiten von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit genauen Hinweisen auf Fundorte und Schrifttum: Erstmals und erschöpfend ein vorbildlicher Beitrag auch zur stadtgeschichtlichen Forschung.« Blätter für deutsche Landesgeschichte

Ernst Müller

Kleine Geschichte Württembergs

Mit Ausblicken auf Baden

2. Auflage. 260 Seiten Text, 3 Karten, 4 Stammbäume und 57 Bildtafeln, Ln DM 13,70

»In der Müllerschen Geschichtsdarstellung ist die Entwicklung des kulturellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in lebendigem Stil mit eingeflochten.«

Amtsblatt der Stadt Stuttgart

Schwäbische Volkssagen

Vom Schwarzwald zum Allgäu — vom Taubergrund zum Bodensee
Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

212 Seiten mit 22 alten Holzschnitten und 8 Kunstdrucktafeln. Ln DM 14,80

»Eine das ganze südwestdeutsche Gebiet umfassende, wohl ausgewählte und ergänzte neue Sagensammlung war längst fällig. Sie wird bald zu einem beliebten Hausbuch.«

Süddeutscher Rundfunk

W. Kohlhammer Verlag



Dieser Herbst bringt nicht nur süße Trauben:

Bei Kohlhammer reift ein Leckerbissen für jeden Schwaben!

Peter Lahnstein

Ludwigsburg

Aus der Geschichte einer europäischen Residenz



Ludwigsburg im historischer Stunde – Spiegel der europäischen Szene. In vollen Zügen genießt die kleine württembergische Residenz die Spätvorstellung des verspielten, frivolen Rokoko. Hier brechen sich die Strahlen der farbenprächtigen Kultur ganz Europas: künstlerische, kunsthandwerkliche und architektonische Befruchtung aus Oberitalien, Österreich und Böhmen, der suggestive Einfluß Frankreichs, Anregungen aus Venedig, Holland und England. Theater und Ballett erleben schönste Blüten, und nicht zu überhören die napolitanische Musik, der Triumph Jomellis. Blitze der Französischen Revolution beleuchten die höfische Szenerie, die Weltgeschichte spielt herein, Napoleon ist Gast – Europa gibt sich ein Stelldichein. Gekrönte Gestalten, bizarre und denkwürdige, werden lebendig. Aber auch der Alltag ist hier nicht vergessen: Armut und Verschuldung – das Leben der Familie Schiller bietet anschaulichen Stoff. Auch die Schattenseiten des militärischen Lebens werden nicht verschwiegen.

Ein farbiges Kapitel Kulturgeschichte, der historischen Wahrheit verpflichtet, mit Eleganz erzählt. Marginalien zur Weltgeschichte, abgelesen am Schicksal der Residenz Ludwigsburg.

135 Seiten mit 8 Farbtafeln
und 21 Schwarzweiß-Abbildungen.

Format 21 x 24,5 cm. Leinen DM 29.-

W. Kohlhammer Verlag



Stuttgart · Berlin · Köln · Mainz



Mit Sonderbonus **ZIELSPAREN**

Das ist neu: mit einer einzigen Unterschrift bauen Sie sich ein gefächertes Vermögen auf. Das Ziel legen Sie fest und wir zeigen Ihnen den günstigsten Weg, dieses Ziel zu erreichen. (Wir haben hierfür Spezialisten)

Staatliche Vergünstigungen werden in Ihrem Zielsparplan berücksichtigt, zusätzlich können Sie Ihr Sparziel durch eine Lebensversicherung sichern. Und einen gestaffelten Sonderbonus gibt es außerdem. Damit werden die üblichen Zinsen um 1% bis 2,5% erhöht. Der Anfang einer guten Rendite!

ZIELSPAREN heißt unser neuer Service.



**Wenn's um Geld geht
SPARKASSE**

Im September wird erscheinen:

Heinz Bardua

Stuttgart im Luftkrieg 1939-1945

Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart,
Band 23

288 Seiten mit 67 Abbildungen. Leinen. 19,- DM

53 Luftangriffe, an denen etwa 8500 britische und amerikanische Bomber beteiligt waren, hatte Stuttgart im zweiten Weltkrieg zu erdulden. Dabei wurden in der Stadt insgesamt 4562 Menschen getötet und 8908 verwundet. 39 125 Gebäude, darunter 32 549 Wohnhäuser, wurden zerstört oder beschädigt. Die Angreifer verloren allein bei diesen Angriffen auf Stuttgart mehr als 300 meist viermotorige Bomber mit einem Personal von über 2400 Mann.

Die Geschichte dieser schwersten Zerstörung, die der Stadt Stuttgart bis jetzt widerfahren ist, wurde in diesem Buch erstmals zusammenfassend bearbeitet. Verbunden mit kurzen Abrissen der Entwicklung der Luftwaffen, der Luftabwehr und des Luftschutzes werden hier die wichtigsten Ereignisse der einzelnen Luftangriffe auf Stuttgart chronologisch abgehandelt und gleichzeitig in die größeren Zusammenhänge der allgemeinen Luftkriegsentwicklung gestellt. Packende Schilderungen von Augenzeugen vermitteln Einblicke in die Erlebniswelt sowohl der Angegriffenen als auch der Angreifer von damals. Unter Verwertung britischer und amerikanischer Stellungnahmen werden auch Probleme der Politik und der Moral gestreift.

Ein umfangreiches alphabetisches Register der Orte, Stadtteile, Straßen, Gebäude usw. erschließt die Arbeit und macht sie auch zu einem Nachschlagewerk für zahlreiche Luftkriegsereignisse im ganzen nordwürttembergischen Bereich, die mit der Bomberoffensive gegen die Landeshauptstadt in Verbindung standen. Ergänzt durch einen umfangreichen Dokumentaranhang, aus dem vor allem die damals streng vertraulichen Berichte des früheren Oberbürgermeisters Dr. Strölin über die schwersten Luftangriffe hervorgehoben sind, und mit 67 Fotos, darunter britischen und amerikanischen Luftbildern, versehen, will dieses Buch eine Lücke in der Geschichtsschreibung der Stadt Stuttgart und ihrer weiteren, vom Luftkrieg mitbetroffenen Umgebung schließen. Darüber hinaus möchte diese vom Willen zur Objektivität getragene Arbeit einen Beitrag zur Bewältigung der Vergangenheit und damit zur Erhaltung des Friedens in der Zukunft leisten.

10. SEP. 1968

Klett

